

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

8. Heft

August 1929

4. Jahrgang

Das Nationalitätenproblem in Rumänien

vom Abgeordneten Dr. Hans Otto Roth

Juli 1929.

Das Nationalitätenproblem hat in jedem Lande seine besonderen Züge. Rumänien zeichnet sich durch die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte aus, die bei der Enträufelung seines Nationalitätenproblems zu berücksichtigen sind. Nicht weniger als elf nichtrumänische Völkerstämme wohnen in seinem Lande: Deutsche, Ungarn, Juden, Russen, Ukrainer, Bulgaren, Türken, Polen, Serben, Slowaken, Tartaren, Gagausen. Sie machen nach der amtlichen Volkszählung 26% der Einwohnerzahl des Landes aus, betragen aber in Wirklichkeit rund ein Drittel der gesamten Bevölkerung. Das ergibt in absoluten Zahlen $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ Millionen Menschen. Der Kern des Landes, das sogenannte Altreich ist fast rein rumänisch. Dagegen sind die Minderheiten von der bulgarischen Grenze über die Dobrudscha, Besarabien, Bukowina und Siebenbürgen bis zum Banat in gewaltigen Gruppen hinmassiert. Diese von Nationalitäten dicht durchzogenen Gebiete machen dem Flächenraum und der Seelenzahl nach mehr als die Hälfte des ganzen Landes aus. Rumänen und Nichtrumänen stehen sich zahlenmäßig in fast gleicher Stärke gegenüber. Darum wirkt sich das Nationalitätenproblem hier auch mit voller Wucht aus.

Verschiedene geschichtliche Entwicklung und große räumliche Entfernung haben zwischen den einzelnen Minderheitsvölkern allerdings gewisse Abstände geschaffen, deren Überwindung viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt. Dafür können die Rumänen den von den Nationalitäten bewohnten Grenzgebieten aus dem zentral gelegenen Reservoir des Altreiches nach Belieben neue Kräfte zuführen, ohne dabei große Räume überwinden zu müssen. So verführt die geopolitische Lage die Regierung aller Parteien zu dem probaten Mittel des divide et impera.

Die Aufzeigung des politischen Kräfteverhältnisses wäre aber nicht vollständig, wenn wir die großen Unterschiede in der sozialen Gliederung des Mehrheitsvolkes und der Minderheitsvölker nicht besonders herausarbeiten würden. Drei Viertel aller Städte der neuen Gebiete haben nichtrumänische Mehrheit. Während

die völkischen Minderheiten über einen reich gegliederten Handels- und Gewerbestand verfügen und eine ziemlich fortgeschrittene industrielle Entwicklung aufweisen, sind die Rumänen in den Grenzgebieten erst am Anfang der wirtschaftspolitischen Entfaltung. Selbstverständlich entspricht auch das Bildungsverhältnis diesen Unterschieden der sozialen Geltung. Die Nationalitäten machen in Verhältniszahlen — wie schon ausgeführt — $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ der Gesamtbevölkerung des Landes aus. In den von ihnen hauptsächlich bewohnten Grenzgebieten steigt die Verhältniszahl auf fast 50% der Einwohnerschaft. Legen wir unserer Schätzung aber den heutigen Stand der Wirtschaft und der allgemeinen Bildung zugrunde, so kann die Geltung der Minderheiten in den neuen Provinzen sogar mit 65% veranschlagt werden. Fügen wir schließlich noch hinzu, daß die Ungarn, Ukrainer und Bulgaren an Ländergrenzen, die von ihnen stammverwandten Völkern verwaltet werden, so ist das Nationalitätenproblem unseres Landes politisch vollkommen umschrieben.

Die Schlußfolgerungen sind natürlich ganz verschieden, die Rumänen und Minderheiten aus dieser Lage ableiten. Die Rumänen haben das Nationalitätenproblem vom ersten Augenblick der Staatengründung als einen Kampf um die Besitzergreifung angesehen. In der Vereinigung der neuen Gebiete mit dem Altreich hatte sich zunächst nur die nackte Zahl, die rein numerische Stärke durchgesetzt. Schon in den am 1. Dezember 1918 gefaßten Beschlüssen von Karlsburg blizte der Kampf um die Besitzergreifung, und zwar in seiner brutalsten Form, im Kampf um den Besitz von Grund und Boden auf. Die ersten zehn Jahre rumänischer Staatspolitik waren infolgedessen auch erfüllt von leidenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Agrarreform. Die Deutschen Rumäniens haben sich einer auf gesunden Grundlagen aufgebauten Reform der besitzpolitischen Verhältnisse nicht widersetzt. In Wirklichkeit ist die Agrarreform aber mehr ein Werkzeug nationaler Vergeltung, als ein Werk sozialer Gerechtigkeit geworden. In den Landgemeinden gingen große Flächen von Ackerboden, Wiese, Weide und Wäldern in rumänischen Besitz über, in den Städten aber legte sich ein dichter Kranz von rumänischen Hofstellen um den Kern der alten Siedlung. Damit ist die erste Etappe in dem Kampf um die Besitzergreifung durchschritten. Der zweite Abschnitt der Auseinandersetzung hat aber auch schon begonnen. Aus dem Geld der Minderheiten, die für die Erhaltung der autonomen Schulen selbst zu sorgen haben, werden rumänische Kindergärten und Volksschulen gebaut und erhalten. In den Städten werden die rumänischen Lehrlinge aus öffentlichen Geldern besonders unterstützt und rumänische Industrie und rumänisches Gewerbe durch billige Darlehen planmäßig gefördert. Gleichzeitig trifft das Verwaltungs-gesetz dafür Sorge, daß die Rumänen in der Leitung der Städte durch sogenannte Mitglieder von Amts wegen über ihren zahlenmäßigen Anspruch hinaus Einfluß und entscheidende Geltung erhalten. Dieser Kampf um die Besitzergreifung wird nicht sobald zu Ende gehen. Er gibt der Auseinandersetzung zwischen Rumänen und Minderheiten vielmehr dauernde Vorzeichen.

Die Minderheiten haben der gegebenen Sachlage von vorneherein Rechnung

getragen und sich auf die Verteidigung der eigenen Lebensgüter beschränkt. Wenn sich ihr Lebensboden durch die Zwangsmaßnahmen des Staates auch ganz wesentlich verengert hat, so kann doch festgestellt werden, daß ihnen immer noch genügend Kraft geblieben ist, um den Kampf um ihre Behauptung mit Erfolg aufnehmen zu können. Steigerung der Leistung und Rationalisierung der gesamten Wirtschaft sind die Mittel, die planmäßig in Anwendung gebracht werden müssen. Dabei ist zu hoffen, daß der ärgste Ansturm gegen unser Eigentum, wie er sich als Ausfluß des vermeintlichen „Revolutionsrechtes“ in den Jahren nach dem Kriege vollzog, nun doch zum Stillstand gelangt ist. Trotzdem darf die Gefahr nicht unterschätzt werden, die uns auch heute noch droht.

Der Kampf um die Besitzergreifung vollzieht sich von Haus zu Haus, von Wirtschaft zu Wirtschaft und damit von Mann zu Mann. Den Leidenschaften mehr entrückt fließen die Auseinandersetzungen um die politischen Freiheiten und Rechte der Minderheiten. Zu unserem aufrichtigen Bedauern müssen wir feststellen, daß sich die politischen Parteien Rumäniens von den verheerenden Gedanken des nationalen Einheitsstaates immer noch nicht losgesagt haben. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß eine wirkliche Lösung des Nationalitätenproblems bis heute nicht erfolgt ist. Was geschehen ist, bedeutet — so weit nicht direkte Rückbildungen eingetreten sind —, eine Erstarrung, eine Petrifizierung des Zustandes, wie er im Herbst 1918 bei den verschiedenen Nationalitäten zufällig vorgefunden wurde. Daß in dieser rein akzidentellen Behandlung der Nationalitätenfrage keine schöpferische Idee und keine positive Gedankengebung zum Ausdruck kommt, braucht nicht weiter nachgewiesen zu werden. Wenn wir von dem Banater Deutschtum absehen, wo im ersten Jahre nach dem Kriege aus besonderen Gründen gewisse Erleichterungen eintraten, so muß festgestellt werden, daß sich die Lage der Nationalitäten in Rumänien seit 1918 nicht verbessert, sondern in vielen Fragen bedeutend verschlechtert hat. Die Bewegung ist allerdings nicht abgeschlossen. Die Stellung der politischen Parteien zum Nationalitätenproblem ist grundverschieden. Während die von Ulrumänien geleiteten Parteien, die Liberalen und Awerescaner das Problem in seiner entscheidenden Bedeutung immer noch nicht völlig erkannt haben, besitzt die Partei der Nationalzaraniisten aus eigener geschichtlicher Erfahrung eine minutiöse Kenntnis aller Einzelheiten der Minderheitenfrage. So sind die rumänischen Parteien bis heute auch noch zu keiner einheitlichen Meinungsbildung gekommen. Übereinstimmung herrscht nur in der Frage der Nationalstaatsidee und in der taktischen Einstellung auf das gefährliche *divide et impera*. Liberale und Awerescaner haben — wenn wir von gewissen Wahlvereinbarungen absehen — öffentliche Bindungen in der Minderheitenfrage nicht eingegangen, während sich die Nationalzaraniisten in Karlsburg auch parteimäßig auf den Gedanken der nationalen Autonomie der Minderheiten festgelegt haben. Es ist der Nationalzaraniistischen Partei seit mehr als einem halben Jahr Gelegenheit geboten, ihre in Karlsburg verkündete Weltanschauung nunmehr in die Tat umzusetzen. Ihre bisherige Tätigkeit hat leider noch keine Verbesserung der Lage der Minderheiten

gebracht. Dafür sprechen manche Anzeichen dafür, daß sie in ihrer Entschlußfreiheit stark gehemmt ist durch den betonteren Nationalismus ihrer siebenbürgischen Unterführer, denen sie bedauerlicherweise viel zu häufig das Ohr schenkt. Wenn sich in Minderheitenkreisen auch schon vielfach Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung bemerkbar macht, ist es doch verfrüht, sich ein abschließendes Urteil über das Regime der nationalzararistischen Partei zu bilden. Die kommende Session wird uns Gelegenheit bieten, die Regierung Maniu am Werke zu sehen. Die Minderheiten würden es jedenfalls lebhaft begrüßen, wenn aus der in Karlsburg versprochenen nationalen Autonomie endlich Wirklichkeit würde. Wir befinden uns den rumänischen Parteien gegenüber in einer eigentümlichen Lage. Während die liberale Partei und die Partei Averescu die Minderheitenfrage zu wenig kennen, sind die Nationalzararisten — es mag grotesk klingen, was ich sage — leider zu genaue Kenner des Nationalitätenproblems. Diese übergewissenhafte Kenntnis des Problems führt dazu, daß sich die Nationalzararisten oft in Einzelheiten verlieren oder den großen Wurf aus taktischen Hemmungen nicht rechtzeitig und nicht vollständig wagen. Sief zu beklagen ist es jedenfalls, daß alle Parteien ihr Herz an das alte, durch die Geschichte eigentlich schon zu Tode gerittene Ideal vom einheitlichen Nationalstaat hängen.

Die Nationalitäten Rumäniens sind politisch zu verschiedenen Zeiten auf den Plan getreten. Die Deutschen zogen schon im Herbst 1919 im Bukarester Reichstag ein, während die Aktivität der Ungarn erst im Frühjahr 1926 begann. Als nächste folgen die Ukrainer und gewisse Ansätze zeigen die Bulgaren. Wenig einheitlich, aber zum Teil recht energisch kämpfen seit längerer Zeit auch die Juden um ihre Freiheit. Alle anderen Minderheiten sind noch schlafendes Heer. Immer deutlicher wird es jedoch allen Nationalitäten, daß ihr Kampf von den gleichen Ideen getragen ist, und daß die Kraft des einen schwächer wird, wenn der Widerstand der anderen erlahmt. Solche Erkenntnisse führen zwangsläufig zu einer gewissen Gemeinsamkeit des Kampfes.

Für Rumänien ist das Nationalitätenproblem ein Staatsproblem erster Ordnung. Interessen der inneren und der äußeren Politik drängen es gleichermaßen dazu, dem Nationalitätenproblem eine positive und einheitliche Lösung zu geben. Umbrandet von einem Meer fremder Völker und ungenügend geschützt durch Bündnisse, die nicht aus Lebensnotwendigkeiten erwachsen, muß Rumänien früher oder später den Frieden mit den Minderheiten auf der ganzen Linie suchen.



Nationalitätenfrage und Altreich

von Prof. Dr. N. Jorga, Rektor der Universität Bukarest

Der Begriff Nationalität gehört dem politischen Wortschatz des modernen Ungarn an. Für solche Völker, die, wie die Rumänen, ein einheitliches Leben geführt haben, gibt es keinen Unterschied zwischen einer Nation, die das Recht hat, ein historisches Wohngebiet nach ihren organischen Möglichkeiten zu entwickeln, und zwischen der abstrakt verstandenen, phantasmagorisch erscheinenden Nationalität.

Die ganze Entwicklung der verschiedenen Alttrumänien bewohnenden Völker ist der in Altungarn lebenden völlig entgegengesetzt. Absolute Freiheit der Kultur, der Schule, des gesellschaftlichen Umganges, Respekt vor den Rechten der eingewanderten fremdsprachlichen Einwohner in der Walachei und Moldau, und kein Gebrauch verletzender Benennungen, kein „sträin“ für die, die dort geboren und in rumänischer Erde ihre Vorfahren begraben hatten.

In Ungarn politisch autonome Bildungen, konstitutionelle Körperschaften mit Schenkungs- und Gründungsurkunden begabt, aber außerhalb der streng gezogenen Grenzen des ursprünglichen Privilegs keine weiteren Rechte.

Aus diesen Tatsachen, wie aus jeder anderen materiellen Basis, sind Gemütszustände entstanden, die trotz aller gelegentlichen Prinzipienklärungen und aller Entschlüsse der Tagespolitik, die Politik beherrschen müssen.

In beiden Fürstentümern ist das Staatsleben der Rumänen über älteren städtischen Gründungen aufgebaut. In Câmpulung und Târgoviște waren Sachsen und Ungarn, seit dem Zeitalter der Ansiedlungsversuche der Deutschen Ritter, die ältesten Einwohner. In der ersteren Ortschaft behielten sie um das alte Kloster mit der Fußspur des Heiligen Jakob, wo der Graf Lorenz — Laurentius, Comes de Campolongo — ruhte, bis sehr spät, sogar bis in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre eigenen Einrichtungen, wie auch um die zweite Kirche, deren hoher massiver Turm das Bild eines katholisch gekrönten aber slawisch betitelten Heiligen, Nikolaß, bis auf den heutigen Tag trägt. In der alten Hauptstadt Târgoviște waren die Katholiken, unter der Obhut der Franziskaner, nur ein gelegentlich zusammengewürfeltes Häuflein siebenbürgischen Ursprungs. Einige Tausende Bulgaren kamen in die Donauebene während des 15. Jahrhunderts als Flüchtlinge vor dem türkischen Vormarsch.

Das Fürstentum Moldau fand alle Gäste des Landes wenigstens im sächsischen Baia („Stadt Molde“) in den galizisch-deutschen, zum Teil armenischen Ortschaften Suceava und Sereth, von wo aus sich nur die Armenier in das weitere Gebiet Botoşani bis nach Iassy und, jenseits des Sereths, bis nach Roman, mit einigen Anhängseln in Focşani und Galatz ansiedelten. Baia allein hatte ein autonomes Leben unter seinem Richter und seinen Bürgern, die den deutsch geschriebenen Briefen, den slawisch verfaßten Urkunden das Siegel mit dem Hirsche

St. Huberts und der lateinischen Legende aufdrückten. Das magdeburgische Recht blieb in den anderen beiden Städten bis wenigstens 1400 erhalten, jedoch fehlten hier selbständige Einrichtungen. Einige Italiener aus Genua, Armenier, Griechen, die in Chilia und Cetatea-Albă (Alferman) sich vorfanden, erinnerten hier nicht mehr an die früheren Zustände mit genuinischen Konsuln und Kassierern.

Neben städtischer fremder Bevölkerung findet sich, besonders in der Moldau, schon in der Anfangszeit des neuen Staatswesens auch eine fremde bäuerliche Bevölkerung. In den ehemals ruthenischen Kolonien der ältesten Zeit verraten nur die Namen mit Endung -ăuși (owce) in dem nordöstlichen Teil des Landes ihre bald verschwindende Anwesenheit. Durch die Auswanderung der polnischen Leibeigenen in dieses für die ruralen Massen freie Land, wie auch durch die Einbringung der Kriegsgefangenen, wurde deren Zahl fortwährend vergrößert. Gegen das Gebirge wohnten zahlreiche Magyaren, hektlerischen Ursprungs: die rumänischen Bezirke Putna und Neamț (Cuești-Kövesd, wie im Bezirke Prahova: Chiojd) haben nur ihre Namen bewahrt (Sascut, Agiud, Cașin), in den Distrikten Bacău (wo Ocna und Bacău dieses Ursprungs sind) und Roman (siehe die Dörfer Săbăoani von Szabó und Făcăuani von Farró) blieben andere vollständig erhalten. An eine konstitutionelle Zugehörigkeit konnte keiner denken: Es waren doch nur einzeln gekommene Freiwillige der üppigen moldauischen Freiheit.

Während des 16. und 17. Jahrhunderts erfolgte keine neue Einwanderung anderer Völker, und gegenüber den Einzelnen, die Gewinn auf fremder Erde suchten, war eine Änderung der „Nationalitätenpolitik“ nicht nötig. Wenn eine größere Gruppe von Bauern kommen wollte, wurden ihnen einige Steuerkonzessionen gemacht. Dieser ist der Ursprung der Freistätten, slobozii genannt (vergleiche die russische slobotka).

Im 18. Jahrhundert brachten aber die aus Konstantinopel kommenden Phanarioten die Überlieferungen des byzantinischen Staates, die sich bei den Osmanen erhalten hatten. Nun galt es immer nur durch Vergrößerungen der Städte die Einkünfte der fürstlichen Kammer (cămară mit einem cămăraș) zu bereichern. Mit dieser wurde ein Vertrag (ruptoare) geschlossen und dann hießen die Neugekommenen ruptele Vistieriei (= des Schatzes). Sie wurde, was den Fiskus betrifft, durch eigene Beamte als eine eigentliche Korporation verwaltet. So wurden Bulgaren, Griechen und, besonders in die Moldau, Juden aufgenommen. Siebenbürgen war durch die Brașoveni (Kronstädter) vertreten, die meistens Rumänen waren. Sie wurden eigentlich als eine Kategorie von Kaufleuten betrachtet.

Nach dem alten Staatsrecht hatten die Fremden, solange die Zunft bestand, nicht das Recht am öffentlichen Leben als Beamte teilzunehmen. Aber wenigstens seit 1821 tauchen neue französisch orientierte konstitutionelle Bedürfnisse auf. Für die Lösung des neuen Problems war zuerst die Religion entscheidend. Nicht nur Orthodoxe, sondern auch andere Christen, selbst die Armenier, genossen die Rechte vollberechtigter Bürger in einem neuen freien Leben.

Die Juden allein, vom ersten Fürsten der Vereinigten Fürstentümer Czara favorisiert, warteten bis 1877, als ihnen, den Klauseln des Berliner Vertrags gemäß, die Möglichkeit gegeben wurde, individuell durch die Rammern in die rumänische politische Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Durch die letzten internationalen Pakte ist eine Massenaufnahme erzwungen worden.

Die mittelalterlichen „Universitäten“ können keinen Platz in der neuen Ordnung der Dinge finden. Für die Bestandteile anderer Nationen, die mit der starken rumänischen Mehrheit im gemeinsamen Vaterland leben, soll eine neue Form gefunden werden. Sie selbst vergessen natürlich ihre Überlieferungen nicht völlig. Die Rumänen des Altreiches verlangen nur das Recht, an die Ihrigen zu denken, ohne das Recht Anderer beeinträchtigen zu wollen.



Die nationale Frage in Bessarabien

von Heinrich Bloch-Rischinew

Um an die Beurteilung der nationalen Frage in Bessarabien heranzutreten, muß man von vornherein einige wichtige Feststellungen machen und im Auge behalten: 1. Bessarabien ist eine polyglotte und polyethnische Provinz. 2. Die nach dem Kriege besonders mißbrauchten Kriterien des Sprachegoismus und der Selbstbestimmungsbewegung müssen für dieses Land nur mit der größten Vorsicht angewandt werden. Und um dieses zu erklären, ist es ganz unerläßlich, einen gedrungenen geschichtlichen Überblick unserer weiteren Schilderung voranzusenden.

Bessarabien ist, wie kein zweiter Landstrich Europas, der Sammelpfad widerstreitender geschichtlicher Kräfte gewesen. Das bedingte nicht nur seine allgemeine Lage auf den großen Pfaden der Völkerwanderungen von Osten nach Westen: Bessarabien lag auch am Scheidewege der südwestlichen und der nordöstlichen Expansionen. Und es kann auch heute noch darüber gestritten werden, ob der Trajanswall, dessen östlicher Auslauf in Bessarabien mündet, von den Römern gegen Barbaren, ob von Barbaren gegen Römer aufgeschüttet wurde . . . Hier endete die Welt römischer Vormächtigkeits, hier lag, an Meer und Donau, der Schlüssel aus der großen sarmatischen Ebene zum verlockenden Balkan. Um diesen Schlüssel hat sich die Geschichte des russischen und balkanischen Mittelalters gedreht . . .

Zu Beginn unserer Zeitrechnung muß Bessarabien gut bevölkert gewesen sein, wenn die Römer hier nicht nur viele Heerlager errichteten, sondern auch eine stattliche Reihe von Festungen unterhielten: Palada=Volgrad, Urbium=Reni, Cartal=Kahul, Brisca=Bricea, Smornis=Izmail u. a. Nach der Überflutung der Provinz durch Goten (216) und Hunnen (374) muß sie so entvölkert gewesen sein, daß viel später der russische Annalist Nestor über die verschwundenen Awaren berichtete, ihr Verschwinden, just auf bessarabischem Boden, sei sprichwörtlich ge-

worden: so wüst und wild war das Land um die Zeit des Warenandrangs (560—803). Dann folgten in weiten Wogen Rumanen und Tataren, zu deren Zeit die rumänischen Fürstentümer gegründet wurden. Nebst diesen geriet Besarabien, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, unter die Türken. Hieraus sieht man schon, wie bunt sich das ethnische Bild Besarabiens bis zu Beginn der Neuzeit gestalten mußte. Nimmt man hinzu, daß sich inzwischen armenische, jüdische, ukrainische und russische Rasseneinflüsse geltend machten, daß Bulgaren, Deutsche und Schweizer einwanderten, so wird dieses Bild nur noch vielgestaltiger. Die Wechselwirkungen und die Mischungen waren so mannigfaltig, daß man bis zu einem gewissen Grade von einem besonderen besarabischen Typ sprechen könnte, wollte man Gefahr laufen, die europäische Nachkriegsvölkerkarte noch mehr zu verwickeln.

Gegenwärtig handelt es sich ja auch nur um den Widerstreit von zweierlei Ansprüchen mit deren kulturhistorischen Voraussetzungen: dem russischen und dem rumänischen Einfluß.

Bei dem heutigen Stand der Demographie und Ethnologie steht es fest, daß Völker nicht immer nach ihrem Rassenursprung gravitieren müssen. Manchmal bestimmen kulturhistorische Zuneigungen den Volksschlag mehr als Blutverwandtschaften. Und das gilt besonders für solche Landschaften wie Besarabien. Prof. Jorga schrieb einmal in einem Aufsatz in der „Peninsula balcanica“, es sei auffallend, daß die ukrainischen Raten und die Trachten von der Moldau bis an den Dnjepr so ähnlich seien.

Man mache aus dieser Feststellung keine politischen Folgerungen, wie man dies heutzutage immer so gerne tut . . . Aber die Beobachtung ist ganz richtig, und wenn Prof. Jorga den Liederschatz des besarabischen Moldawanen kannte, würde seine Beobachtung noch unterstrichener sein, aber schon andere politische Sönung erhalten: die Lieder der besarabischen Moldau haben den Tonus der russischen Ebene . . . Wir wollten durch diesen Abstecher nur unterstreichen, daß man in Besarabien mit der Rassenpolitik sich leicht festfahren kann. Bleiben wir also besser bei den Zahlen und der Geschichte.

Nach einer Zählung aus dem Jahre 1591 hatte Besarabien 15.952 Familien, also etwa 80.000 Seelen, 1807 wurden 400.000 Seelen gezählt, 1812 465.000. Hieraus sieht man schon, daß Besarabien ein sehr aufnahmefähiges Kolonisationsgebiet war. Noch hundert Jahre später (1922) zählte Besarabien 2,670.000 Einwohner. Gegenwärtig beträgt der natürliche Zuwachs der Bevölkerung etw 36.000 Seelen im Jahr.

Es ist begreiflich, daß sich die beiden widerstreitenden Elemente besonders in der Nationalitätenfrage befehden, obzwar gerade sie in Besarabien eine untergeordnete Rolle spielt. Eine rumänische Quelle beziffert die Einwohnerzahl Besarabiens für 1812 auf 354.000, wovon 320.000 Moldawanen gewesen sein sollen. Es steht aber einwandfrei fest, daß damals schon mehr als 30.000 Juden im Lande waren, so daß für alle sonstigen Nationalitäten nur 4000 Seelen blieben. Ebenso unzuverlässig dürfte auch eine russische Statistik aus jener Zeit sein, der-

zufolge ein Drittel der Bevölkerung Besarabiens Russen waren, im Jahre der Angliederung, vor der regelmäßigen Kolonisation . . . Es ist jetzt überhaupt schwer, von jenen Verhältnissen auf heute zu schließen, denn das moderne Besarabien ist erst im letzten Jahrhundert, zwar auf dem bunt vorbereiteten Boden von früher, zustande gekommen. Und hier ist, zum Verständnis der Rassenfrage in Besarabien, einzuschalten, daß beide Stämme, der rumänische und der russische, sich leicht und bereitwillig assimilieren, der rumänische aber den unbestreitbaren Vorzug hat, seine klingende Sprache anderen anzueignen, ehe er sich selbst eine andere Sprache zu eigen macht. Dieser sprachliche Selbsterhaltungstrieb hat dem rumänischen Moment in Besarabien außerordentliche Dienste geleistet und die völkische Eigenart des Rumänen in Besarabien gewahrt, trotz des russischen Vorstoßes. (Übrigens ist er nie so schroff gewesen, wie man dies mancherseits behauptet . . .)

Wir bringen weiter eine Aufstellung der verschiedenen Schätzungen in Besarabien. Diese Aufstellung liefert ein Schema zur besarabischen Nationalitätenkunde, ohne jedoch ein photographisches Abbild zu sein. Das gibt es einstweilen nicht und kann es vielleicht auch nicht geben.

	1862	1897	1917 (Nour)	Sfatul Jării	Schätzung v. Eberhardt 1923
Moldawanen	51·58 %	47·58 %	66·60 %	70— %	47·50 %
Ukrainer	21·50 %	19·75 %	8·20 %	10— %	19·70 %
Juden	9·56 %	11·79 %	9— %	8·67 %	11·70 %
Russen	6·80 %	4·10 %	4·10 %	4·67 %	8·10 %
Sonstige	10·56 %	12·10 %	12·10 %	6·66 %	13— %

Aus dieser Zusammenstellung geht zweifellos hervor, daß ethnisch Besarabien vorwiegend, bei der Buntheit der Bevölkerung geradezu überwiegend, rumänisch (= moldawanisch) ist. Bei der günstigsten Zusammenstellung, die ein deutscher Schulmeister vornahm, hatten die Russen nur 8·10 % oder numerisch nur 214.900 Vertreter in dieser Provinz. Warum sie dennoch den russischen Einschlag hatte und hat, bildet ein weiteres Thema! Hier rühren wir an eine Frage, die schwerwiegender ist als rassische Wahlverwandtschaften.

Wir wollen hier nicht auf die konfessionelle Gliederung der Bevölkerung Besarabiens eingehen, weil gerade sie zur Bestimmung des Antlitzes dieser Provinz eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

Nach dem Dargelegten kann man die Frage stellen, ob nun Besarabien eine monolithische Provinz ist oder ob sie, um in modernen Ausdrucksweisen zu bleiben, eine Minderheitenprovinz ist, die eine kulturelle oder geistige Anlehnung anderwärts suchen dürfte . . . Diese Frage ist hier sehr berechtigt und es ist an der Zeit, daß sie einmal offen gestellt wird.

Als die Russen 1812 Besarabien an ihr Reich brachten, konnte niemand politische Großmut von einem Lande erwarten, das noch nicht wußte, was eine Konstitution bedeutet, und das damals von Napoleon lebensgefährlich bedroht war. Trotzdem hatte der russische Zarismus, bei seiner hochmütigen Expansion



gegen den Balkan, für Besarabien eine Autonomie bis in das Jahr 1828 übrig, eine rumänische Schule gab es sogar bis 1871. Die Bevölkerung zahlte jahrzehntelang keine Steuern, lieferte keine Rekruten. Die Ansiedler erhielten Begünstigungen, und wenn die Autonomie abgeschafft wurde (teilweise bereits 1818), so geschah dies, nach den Aufzeichnungen des Gouverneurs Harting, weil die moldauischen Ubligen, denen die Lokalverwaltung überlassen war, keine Idee von Verwaltung besaßen, keine geschriebenen Kanzleien führten, nach Brauch richteten und rechteten und sich in der Regel widersprachen. Wenn also die Provinz ihre Autonomie von dazumal einbüßte, so hatte sie dies in erster Reihe der Unbegabtheit des lokalen Adels, der damals intellektuell führenden Schicht zu verdanken. . . Was Wunder, wenn jetzt, nach dem fürchterlichen Bruch, selbst der russisch reine Moldawane, der sein Bestes, seine Sprache, selbst dem Aufdringling, dem Russen, zur Sprache machte, jetzt Vergleiche anstellt und das frühere als besser empfindet. Daran ist nichts zu ändern, auch nichts zu entschuldigen, denn es ist nicht zu entschuldigen, wenn heute die Nachfahren die Unbegabtheit ihrer Voreltern vor 100 Jahren wiederholen: die Fehler des Phanarioten Scarlat Sturdza von Anno dazumal.

Jedoch . . . wir wollten politische Reminiszzenzen vermeiden. — Die nationale Frage in Besarabien muß aber mit großer Nachsicht behandelt werden, um kein böses Blut zu verursachen. Wie auch aus rumänischen Untersuchungen hervorgeht, waren die Städte vorwiegend russisch, das flache Land blieb moldauisch. In den intellektuellen Zentren war der Glanz der Macht überzeugender und daher russifizierten sich in den Städten viele Moldawanen, — auf dem Lande war die Urkraft der Erde und der Sprache stärker, und daher nennen sich heute manche kolonisierte Russen Moldawanen.

Man kann mit Prof. R. Uhlig („Die besarabische Frage,“ Breslau 1926) übereinstimmend sagen, daß es beim Festhalten eines wiedererworbenen Landes nicht das erste Gebot ist, sich beliebt zu machen, aber der rumänische Staat täte gut, wenn er dies verstünde, zumal die Russen aller Lager um Besarabien werben, und die Bolschewiken sogar eine Moldauische Republik jenseits des Dnjestr freizeten. Aber gerade hier sind von Rumänien manche Fehler begangen worden. Schroffheiten und Ungerechtigkeiten besonders in den nationalen Ausdrucksweisen durch Schule und Kirche. Was die Schule anbelangt, so kann man die Sprachenfrage vorschützen, aber ganz unverständlich bleibt der Kampf gegen die Kirche, die doch ebenfalls orthodox ist. Der Rumäne ist religiös tolerant. Die orthodoxe Kirche hatte auf dem Lande am meisten zur Wahrung der rumänischen Sprache beigetragen. Und doch hat man sie schroff behandelt, in der Frage der Enteignung der Kirchengüter und in der Kalenderfrage. Vielleicht fürchtete man gewissermaßen, daß gerade die Geistlichkeit, die im früheren Rußland eine sehr hervorragende Rolle spielte, von russischen Reminiszzenzen durchdrungen sein dürfte. Ebenso die Selbstverwaltungsorgane (Zemstwa), die Genossenschaften, die Schulen, die landwirtschaftlichen Großbetriebe, die als anational galten und durch eine ungerecht und unzeitgemäß radikale Bodenreform aufgelöst

wurden. Das schroffe Vorgehen gegen diejenigen Elemente, die früher richtig Russifikatoren waren und in den neuen Verhältnissen als Hüter russischer Traditionen angesehen werden konnten, hat aber seinen Effekt verfehlt und nur alte Anhänglichkeiten genährt. Wir stellen dies fest, behaupten aber ebenso kategorisch, daß es gegenwärtig in Besarabien keinen Irredentismus gibt: die Russen haben keine Anlehnung, die Ukrainer sympathisieren in ganz verschwindend kleiner Zahl der Idee einer ukrainischen Staatenbildung. Politisch und etatistisch genommen, gibt es diesen Irredentismus nicht, kulturell aber gibt es sehr tiefe Anhänglichkeiten, die der rumänische Staat nur durch gediegene Gegenmittel zu überwinden imstande sein wird. Und nur sehr allmählich.

Über die Stellung der anderen, zahlenmäßig schwachen Minderheiten sprechen wir weiter unten.

Wie schon bemerkt, hatten Schule und Kirche in Besarabien schwere Zeiten durchzumachen, besonders die der Minderheiten, und hier gerade hat der rumänische Staat gezeigt, wie eine Minderheitenpolitik nicht gemacht werden muß. Kirche und Schule, als Träger von Sprache und kultureller Eigenart, sind just das empfindlichste Organ der Minderheiten. Durch ein königliches Dekret vom 14. August 1918 war allen Minderheitenschulen die Muttersprache als Unterrichtssprache zugesagt worden.

Aber bald wurde dieses Dekret wie auch die Pariser Verträge aus dem Jahre 1919, verletzt. In den toleranteren Jahren 1920/21 waren 73·9% aller Schulen rumänisiert. Die Juden besaßen beispielsweise nur 2·5% aller Schulen, während sie zahlenmäßig 11% der Bevölkerung ausmachten und keinen Analphabetismus kannten. Den Ukrainern überließ man, und auch nur zeitweilig, ein Knaben- und ein Mädchengymnasium (staatlichen Charakters) in Hotin, den Russen ein Knabengymnasium in Kischinew, den Juden ein Knabengymnasium, eine Realschule und ein Frauengymnasium. Somit waren die Minderheiten auf die Privatschule angewiesen, die aber auch bald eingeschränkt wurde, indem man von ihr verlangte, daß sie in jedem einzelnen Falle, um weiter zu bestehen, eine neue Genehmigung einholen müsse. Und diese Genehmigung erfolgte dann in der Regel nicht. Zu Beginn 1923 erschien ein Ukas, demzufolge schon die einfache Existenz der Privatschulen, auch rechtlos, ministeriell erlaubt sein mußte.

Wir wollen hier auf die weiteren Stappen der Unterdrückung und Auflösung der Minderheitenschulen nicht eingehen. Wir können aber getrost sagen, daß es richtig keine Minderheitenschulen in Besarabien gibt. Etwas besser fuhren die Deutschen in Besarabien, die gewissermaßen den konfessionellen Charakter ihrer Schulen beibehalten konnten. Aber auch um welchen Preis!

Und die Resultate dieser verfehlten Politik? Es ist vorgekommen, daß sogar Schuljungen über den Dnjestr flohen (aus der Gewerbeschule in Soroca), daß die Abiturienten in Scharen ins Ausland wanderten, und daß es jetzt in Kischinew zwei quasifranzösische Lyzeen gibt, die zu 100% von Juden frequentiert werden.

Vielleicht aber setzt unter der neuen demokratischen Regierung endlich eine Gutmachungspolitik ein.

* * *

Wie schon gesagt, läßt sich die ethnische Frage besonders in Besarabien durch die Aufstellung von statistischen Tabellen nicht erledigen. Mit Rassenpolitik in des Wortes reiner Bedeutung läßt sich hier so gut wie gar nichts anfangen.

Aber äußerlich gibt auch das Zahlenmaterial einen wertvollen Spiegel. Wir halten uns wiederum an die Aufstellung von Eberhardt für 1922/23. Darnach verteilen sich die Einwohner Besarabiens wie folgt:

Rumänen (Moldawanen)	1,270.000	Seelen oder	47·5 %
Russen	742.200	„ „	27·8 %
Juden	314.800	„ „	11·7 %
Bulgaren	142.300	„ „	5·3 %
Deutsche	83.000	„ „	3·1 %
Polen	16.000	„	
Zigeuner	12.000	„	
Armenier	2.900	„	
Griechen	3.800	„	
Sonstige	85.000	„	

Diese Aufstellung bedarf einiger Erläuterungen. Die Ziffern können nicht exakt sein. Es gibt deklassierte Rumänen, die vom flachen Lande in die Städte gingen und sich seit mehreren Generationen als Russen empfinden, und ihre Namen anstatt Hâncu oder Codreanu Chinkulow oder Kodrjanow schreiben. Eberhardt zählte Russen, Ukrainer, Kosaken und Lipowanen in einer Rubrik, und vom Rassenstandpunkt und vom Standpunkt der kulturellen Gliederung ist dies am richtigsten. Ebenso fehlt in seiner Statistik der Schlag der Gagauzen. Das sind die Nachfahren bulgarisch-türkischer Bastarde oder christianisierter Türkenkinder, Waisen aus den unzähligen Kriegen von früher. Sie zählen am leichtesten zu den Bulgaren. Sogar die Juden sind hier nicht immer rassenrein. Man erinnere sich nur an das frühere Kantonalssystem, unter Uraktschejew eingeführt, da man in die Militärkolonien Kinder jeden Stammes nahm, ihnen russische Namen auf ow, jew oder skij gab und sie orthodox erzog. So gilt jetzt irgendein Bereznew als reiner Russe, während noch sein Großvater ein Jude war.

Am reinsten mögen sich die Deutschen, die Armenier, die Albanesen, die Zigeuner erhalten haben. Bei den übrigen könnte nur eine mikrobiologische Analyse des Blutes die Rassenzugehörigkeit feststellen.

Gerade aus diesem Grunde ist es so schwer, über die nationale Frage in Besarabien endgültige Äußerungen zu tun. Vom Gesichtspunkte des Staates ist dies wichtig, vielleicht unerlässlich, objektiv aber kann es zu Falschdeutungen führen. Man hat hier ganz besonders die Psychologie der Massen abzuwägen, man muß sie abfragen, mit wem sie es kulturell halten, denn bei dem heutigen Niveau der Kultur können kulturell inferiore Typen sogar ihr Blut verleugnen und sich zu höherer Kultur bekennen, ob dies den Politikern paßt oder nicht.

Um ein ethnisches Urteil über ein Land zu haben, kann man russische

Kriterien anführen, kulturelle und sprachliche. Wenn es in Besarabien hundertprozentig russifizierte Moldawanen gibt, so steht sicher fest, daß die widerstandsschwächeren Ukrainer russischer Abstammung oft in sprachliche Häresie verfielen und im Laufe der Jahre im Rumänentum aufgingen, dessen Sprache annahmen. Manche moldawanische Ionco, Tcacenco usw. hatten sicher ukrainische Ahnen. Wir bringen weiter eine Aufstellung, die Professor Ublig nach amtlichen rumänischen Angaben für das Jahr 1919 machte. Sie kennzeichnet die Sprachenverteilung in Besarabien und dürfte auch außer ihrem Zahlenmaterial einen gewissen Reiz besitzen. Die Ziffern verstehen sich in Tausenden.

Komitat	Moldawanen	Ukrainer	Russen	Juden	Bulgaren	Deutsche	Sonstige
Hotin	184	107	19	46	—	—	12
Sornca	240	23	6	31	—	—	5
Belzy	240	14	7	26	—	2	6
Orhei	249	9	5	28	—	—	6
Rischinew	270	11	15	67	2	2	11
Sighina	166	15	12	16	31	10	9
Alferman	150	44	42	15	65	50	5
Ismail	47	25	22	24	35	3	14
Rahul	137	8	6	13	14	6	—

Zu dieser Aufstellung sei bemerkt, daß Bulgaren und Gagauzen wieder in eine gemeinsame Summe einbezogen sind, tatsächlich aber in dieser Schätzung 99 Bulgaren und 48.000 Gagauzen gerechnet sind. Prozentuell stellte die rumänische Schätzung 1919 64% rumänischsprechende Einwohner der Provinz fest, während die wissenschaftlich dieselben Ziele verfolgende russische Schätzung aus dem Jahre 1897 48% nannte. Diese große Differenz zeigt wiederum einmal, daß der voreingenommene Standpunkt in diesen Fragen eine große Rolle spielen kann, ohne aber ausschlaggebend zu sein.

* * *

Wir vertreten die Ansicht, daß man sich in letzter Zeit viel zu sehr bei nebensächlichen Fragen des Ethos aufgehalten hat, und dabei die Grundfrage der kulturellen Zugehörigkeit vergaß oder das Spektrum der Eigentümlichkeiten, die ein Land erst dann erhielt, wenn es alle Regenbogenfarben seiner ethnischen Zusammensetzung frei wie am Himmelsdom spielen ließ. Hierbei verleugnen wir keinen Stamm: der starke Stamm wird sich immer behaupten, er wird die stärkste Farbe des Spektrums bilden und seine Trabanten übertönen . . . Aber wir sind der Anschauung, daß es nach wie vor in Europa nur wenige Kulturen gibt — die germanische, die slawische und die romanische — und jeder kleinere Volksstamm wird sich für die eine oder die andere zu entscheiden haben. Nicht gerade wie er will, sondern wie es die geschichtlichen Zusammenhänge wollten.

In diesen Beurteilungskreis stellen wir die engere Frage des Nationalitätenproblems in Besarabien. Wie auch sein Mutterland, wird diese Provinz sich einmal für eine der Kulturgruppen zu entscheiden haben, und bis dahin wird die

Frage der nationalen Zugehörigkeit Besarabiens genau so offen bleiben, wie manche ungelöste europäische Frage . . .

Bis dahin aber haben wir uns in den Formen der modernen Wortklauberei zu bewegen, und es ist eine nahe dankbare Aufgabe, das ethnische Mosaik unseres Landes darzutun, denn heutzutage gibt es im Grunde genommen keinen nationalen Einheitsstaat, ohne Einwirkungen und Wechselwirkungen, und in gewissem Grade könnte man sich einfach zu dem Standpunkte bekennen, daß ein Land um so reicher ist, je mehr Rassen und Einflüsse es beherbergt. Gutverstanden, in kultureller Hinsicht, indem wir die Theorie der großen kulturellen Einflüsse, die überordnend sind, im Sinne der oben gegebenen Dreigliederung, vollständig aufrechterhalten . . .

* * *

Zum Schlusse unserer Betrachtung bringen wir eine gedrungene Charakteristik der einzelnen Völkerschaften Besarabiens.

1. Rumänen (Moldawanen). Sie bilden das rumänische Groß der Bevölkerung, und sind in Typ, Sprache, Brauch und Folklore vielleicht der synthetisierende Übergang vom Slawen zum Romanen. Sie sind ruhig und gefest, ihre Lieder sind meistens traurig. Bravour und Draufgängertum sind ihnen fremd. Sie sind verschlossen, aber in der Regel ist dieser Schlag rachsüchtig und zum Jähzorn geneigt, durchweg aber gut und mitfühlend. Slawisches Mischblut hat dem südlichen Typ des Moldawanen etwas vom Kolorit genommen. In der Regel sind sie mittelgroß, muskulös, mit ausdrucksvollen Gesichtern und träumerischen Augen. Selten sieht man bärtige Bauern: vielleicht eine Erinnerung an früher, da nur die Bojaren Bärte tragen durften. — Die Weiber sind schlank, brünett, tiefäugig, mit herabgehenden Schultern und Brüsten. Der Gesichtszug ist unregelmäßig, aber die Gesamterscheinung ist lieblich und grazios. In ihrem Seelenleben ist die Moldawanin mehr Südländer als ihr Mann und auch unstetiger als er. Aber sie fügt sich noch in ihr patriarchalisches Frauenschicksal und verrichtet oft die Arbeit ihres Mannes.

2. Russen. — Der russischen Frage und der russischen Nationalität in Besarabien wird in dieser Sammlung ein besonderer Aufsatz gewidmet.

3. Ruthenen (Ruffinen, Rusnaken). Das ist zum Teil ein Splitter jenes Volkes, das im Mittelalter die heutige Ukraina und Galizien innehatte, oder auch die Nachfahren der Haidamaken (Kosaken). Der heutige Flecken Peresetschna im Komitat Orhei, vielleicht die erste Stadt, die hier nicht von Römern oder Genuesen gebaut worden ist, soll von den Rikjower Fürsten Swiatoslaw um 900 gegründet worden sein, und nach einer anderen Version ist das heutige Galatz nichts anderes, als das südliche Galitsch der galizischen russischen Fürsten. Die Ruthenen haben sich in Nordbessarabien erhalten, ihre Volksgenossen im Süden der Provinz sind später eingewandert. Sie haben den slawischen Typ und die Sprache erhalten, aber (im Norden) die rumänische Tracht angenommen. Heute heißen sie schlechthin „Ukrainer“. Die Ukrainer haben selbst unter der russischen

Zarenregierung die Tendenz, sich zu rumänisieren, gezeigt, und man kann Familien, ja Gemeinden von Ukrainern finden, die nur ein sehr guter Kenner von Moldawanen unterscheiden wird. Selbst ihre Sprache haben sie eingebüßt.

4. Polen. — Meistens waren die Vorfahren der heutigen bekarabischen Polen Emigranten (Bekarabien galt unter den Russen lange Zeit als Asyl für politische Flüchtlinge, gilt und ist es übrigens auch heute), verarmte Edelleute, die hier Grundbesitzer, Pächter und Beamte wurden. Als letztere waren sie immer die gestrengeren Russifikatoren. Man zählt heute etwa 16.000 Polen in Bekarabien.

5. Griechen. — Griechen gab es auf bekarabischem Boden schon zur Zeit der Athinischen Republik, aber jene Kolonisten verschwanden spurlos. Das zweite Auftauchen der Griechen geschah im rumänischen Mittelalter, zur Zeit der Abhängigkeit von den Türken, bei denen sich Griechen Statthalter- und andere Ämter erschafferten oder Handelslizenzen erwarben. Bis zur Agrarreform waren die Nachfahren der früheren Phanarioten steinreiche Grundbesitzer, die Masse lag dem Handel ob. Heute zählt man in Bekarabien etwa 4000 Griechen.

6. Deutsche. — Die Ahnen unserer bekarabischen Deutschen sind hauptsächlich aus Württemberg und aus dem damaligen Herzogtum Warschau in die Provinz gekommen. Im Jahre 1814 gründeten die ersten 1443 Familien die ersten 7 Kolonien: Borodino, Tarutino, Kulm, Malojaroslawez, Krassna, Leipzig und Klöstiz. (Alle Namen erinnern an Schlachtepisoden mit Napoleon). 1816 entstanden: Ferechempnoise, Brienne; Paris und Arzys. 1817: Tepliz. 1833: Gnadental. 1834: Lichtental und Friedental. 1836: Dennewiz. 1839: Plozk. 1842: Hoffnungstal. Diese Ansiedlungen gehörten in den großen Plan der Kolonisierung Neurußlands, wie damals der Süden Rußlands längs dem Schwarzen und dem Asowischen Meer hieß. Nach allen Zeugnissen waren die Deutschen immer das Salz dieser Kolonisten, die in der Regel erst mit der Urbarmachung der verwilderten Steppe begannen. Ein russisches Zeugnis vor dem Großen Kriege: „... die deutschen Ansiedler sind besonders arbeitsam, geduldig, ehrlich und akkurat. Sie sind positiv, aber zugleich schüchtern und langsam. Dem Charakter nach sind sie still, fügen sich den Bestimmungen von Gemeinde und Obrigkeit, meiden jeden Konflikt mit ihr. Den Russen nähern sie sich überhaupt nicht an. Sie sind ausdauernde Arbeiter, ausgezeichnete Landwirte und Viehzüchter, leben in Reinlichkeit und Überfluß. Die Übersiedlung auf den Budshat hat nichts an ihren patriarchalischen Sitten geändert. Der deutsche Ansiedler sieht selten über sein Gehege hinaus, daher pflanzt sich sein Fleiß und sein Können nicht auf die einheimische Bevölkerung über.“ Diese Charakteristik ist zutreffend, ohne aber erschöpfend zu sein. Nur der letzte Punkt kann bestritten werden: das deutsche Können hat doch Nachahmer gefunden, und wenn man in Bekarabien auf dem Marke von „deutschen“ Pferden, von „deutschen“ Wagen, vom „deutschen“ Wort sprach, so ist dies ein hoher moralischer Wechsel, den die deutschen Kolonisten Bekarabiens auszustellen und zu verantworten vermochten. . . . Man könnte ihnen auch andere Vorwürfe gemacht haben: zu viel Loyalität, zu wenig nationales Rückgrat bei jener geachteten Sonder-

stellung, welche die deutschen Kolonisten von Rechts wegen immer in Rußland, eventuell auch in Bekarabien, eingenommen haben. Übertriebene politische Anpassung, gewissermaßen politischer Servilismus haftete auch den Deutschen in Bekarabien an. Zu Ehren des Bauern: ihm weniger, als dem Städter, der sich russisch exponierte, ohne Russe zu sein, und der sogar zu Hause etwa sagen konnte, zu seiner deutschen Magd: — Manja, in der Kladowaja auf der polotschka steht eine banka mit warenje . . . (Dieses Rauderwelsch hat der Verfasser in einer sich russifizierenden Familie notiert, und zu gut Deutsch bedeutet es: Marie, in der Kammer auf dem Brett steht ein Topf mit Eingemachtem . . .) Es gab immer Moldowanen in Bekarabien, die als Russen gelten wollten. Dies hatte keine Raïson. Leider gab es auch unter den städtischen Deutschen solche, und dies hatte gar keine Raïson. Gut, daß die Mehrzahl der bekarabischen Deutschen bäuerlich sind. Während des Krieges waren die bekarabischen Kolonisten durch die russischen Liquidierungsgesetze bedroht, die durch eine weise Verordnung des Königs Ferdinand außer Kraft gesetzt wurden. Spätere Mißernten haben geschadet; die Deutschen in Bekarabien waren oft soweit, daß sie wieder den Wanderstab ergriffen, um in neuen Gebieten ihre Arbeit gedeihen lassen wollten, in Brasilien oder in Kanada. Aber wo sie fest an der Scholle saßen, da waren sie gute Bürger. Das zeigte sich in Bekarabien besonders während des bolschewistischen Putzes von Satarbunar (September 1924), den richtig genommen, einige deutsche Soldaten, die auf Urlaub waren, aufhielten: nicht aus etwaigem Haß gegen die Russen, wie Uhlig richtig bemerkt, sondern aus reiner Ordnungsliebe. Das hat auch die rumänische Regierung gewürdigt, und die Deutschen in Bekarabien haben die größten Erfolge als Minderheit zu buchen, was Achtung von seiten des Staates anbelangt, und kulturell-nationale Bewegungsfreiheit in Kirche und Schule. Vielleicht wäre noch mehr zu gewinnen, wenn die Fühlung mit den siebenbürgischen Stammesgenossen effektiver würde.

7. Franzosen. — Die ersten 5 Familien schweizerischer Franzosen kamen 1824 nach Bekarabien und gründeten die Kolonie Schabo. Der Initiator dieser Siedlung Sardent schrieb an seine Heimatgenossen, sie möchten „ihr Glück nicht in unbekanntem Wüsten und Einöden Nordamerikas suchen, sondern auf den fruchtbaren Boden Bekarabiens eilen, wo Weinrebe, Pfirsiche, Maulbeere früh und sehr ergiebig reifen.“

8. Bulgaren. — Man nimmt an, daß die altslawischen „uglitshi“ (von „ugol“ = Winkel, türk. Budshaf), die seit altersher an der Mündung der Donau ansässig geworden waren, später teilweise nach Myssien abwanderten und dort den Ursprung der heutigen Bulgaren in ihren Landesgrenzen lieferten. Andererseits kamen mongolische Wolgaren (von der Wolga) hinunter und waren hier sitzen geblieben. Das ist die andere Theorie. Beide mögen zur Bildung des bulgarischen Stammes beigetragen haben, aber die heutigen Bulgaren in Bekarabien sind sicher ebensowenig antik, wie unsere Griechen. Die Masse der bekarabischen Bulgaren kam nach der Eroberung Bekarabiens durch Rußland in die Provinz, als be-

günstigte Glaubensgenossen und tüchtige Kolonisten. Der bekarabische Bulgare ist ein kerngesunder und schöner Typ. Leider hat die rumänische Minderheitenpolitik den Unabhängigkeitscharakter des bekarabischen Bulgaren oft falsch gedeutet und ihm Irredentismus in die Schuhe geschoben. Die hiesigen Bulgaren hatten keinerlei politische Fühlung nicht nur mit Bulgarien, sondern auch mit der bulgarischen Dobrudscha. Neben den Deutschen stehen die bekarabischen Bulgaren an zweiter Stelle als ordnungsliebende Bürger und gute Kolonisten.

9. Armenier. — Die ersten Armenier kamen unter Alexander dem Guten, dem moldauischen Fürsten, nach Bekarabien. Sie haben ihr eigenes armenogregorianisches Bistum, wahren Sprache und völkische Eigenart, treiben intensiven Handel und zählen nahezu an 3000 Seelen.

10. Juden. — Die Juden machen in Bekarabien 12% der Bevölkerung aus, in einigen Städten und Marktstellen steigt dieser Prozentsatz bis 60 und 70. Fast der gesamte Handel und die Banken sind in ihren Händen. National sind sie wie überall in eine arge Zwitterpolitik geraten, die hier, an der Grenze des Sowjetstaates, oft besonders unterstrichen ist. Zionismus und Laismus, Unhänglichkeit an das Kapital und Proletarismus stoßen hier besonders gegeneinander, und daher ist gerade Bekarabien in den letzten Jahren ein ergiebiges Versuchsfeld für jüdische Forscher jeden Schlages gewesen. Was ihre nationale Stellung anbelangt, so waren sie oft den Gefahren der früheren Pogroms ausgesetzt, die nur daher nicht zustande kamen, weil das polyglotte Bekarabien ein ruhiges Gleichgewicht und Zusammenleben aller seiner Bürger als erste und vornehmste Bedingung des gemeinsamen Gedeihens zu schätzen gelernt hat.



Die Ukrainer in Rumänien

von Dr. Leon Rohut-Ezernowich

Es wird seitens autoritativer Kreise bestritten, daß in Rumänien eine eingeborene ukrainische Minderheit lebt, und behauptet, daß die heutigen Ukrainer entweder von der österreichischen Regierung durch Schule und Kirche ukrainisierte Rumänen oder während der österreichischen Herrschaft aus Galizien eingewandert sind, während die in der Moldau seit altersher ansässigen Ukrainer von der überwältigenden rumänischen Mehrheitsbevölkerung assimiliert oder ausgewandert sind. Die Argumentierung ist ebenso offensichtlich, wie deren Zweck. Die wahre Sachlage ist kurz die Folgende.

Im ganzen Siedlungsraume des ukrainischen Volkes von den Karpathen bis zum Kaukasus erscheint im ukrainischen Volksliede aller Mundarten die Donau als der große fahrbare Fluß schlechthin. Diese Volkslieder stammen aus der ältesten Periode des geschichtlichen Lebens der Ukrainer, enthalten Überreste noch heidnischer

und gefolgschaftlicher Vorstellungen, was alles im jüngeren Volksliede fehlt. Diese ethnologischen Überreste stimmen mit den geschichtlichen Ereignissen überein.

Die Goten, welche westliche Nachbarn der Slawen waren, rissen in ihrer Wanderung nach dem Schwarzen Meere und von hier über die Donauniederungen westwärts mit. Zeitgenössische griechische Schriftsteller nennen diese Slawen — Anten und Slawen. Die Slawen, einmal in Bewegung geraten, überschwebten, von Osten her kommend, das heutige Besarabien, die Moldau, die Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn, das heutige Osterreich und den ganzen Balkan. Die übrigen Slawen breiteten sich im heutigen Osteuropa usw. aus. Bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. bildeten die slawischen Stämme ein einziges, mundartlich nur wenig geschiedenes Volk. Diese Periode des einheitlichen Slawentums hielt etwa 2000 Jahre an. Erst im 6. nachchristlichen Jahrhundert bilden sich die verschiedenen slawischen Völker, darunter auch das ukrainische, welches sprachlich eher den Süd- als anderen Slawen nahesteht. Das ukrainische Siedlungsgebiet erstreckte sich westwärts über Besarabien, die Moldau und Siebenbürgen im heutigen Rumänien, im Laufe der Jahrhunderte oftmals durch von moldauischen Fürsten in ihrem schütter bevölkerten Lande herangezogene ukrainische Ansiedler überlagert.

Derart ist die Moldau bis in das 18. Jahrhundert hinein ein rumänisch-ukrainisches Fürstentum, in welchem oft bei Fürstenwahlen die ukrainischen Bojaren über die rumänischen die Oberhand hatten und ukrainische Fürsten wählten. Auch heute noch leben in der ganzen Moldau in Dörfergruppen Ukrainer, die jedoch außer Zusammenhang mit dem geschlossenen ukrainischen Siedlungsgebiet allmählich in das rumänische Mehrheitsvolk aufgehen.

Es leben aber rund 1 Million Ukrainer im geschlossenen Siedlungsgebiet (im Marmaroscher Lande, in den Karpathen, in der Bukowina, im nördlichen, an die Bukowina grenzenden Besarabien, ferner längst des Dnjeßtrß, weiter anschließend in Südbesarabien, in der Dobrudscha in den Donauniederungen), welche seit Jahrhunderten ihre Nationalität nicht verloren haben. Diese Ukrainer werden auch fernerhin nicht aufgesogen werden, da sie sich dem Mehrheitsvolk gegenüber bewußt absperren, ihre eigene Literatur pflegen und teilweise dem Mehrheitsvolk kulturell überlegen sind.

Die letzte zuverlässige Volkszählung in der Bukowina fand im Jahre 1910 statt. Nach derselben lebten hier 305.101 Ukrainer, 273.254 Rumänen, 168.851 Deutsche und Juden, 36.210 Polen, 10.391 Ungarn und kleinere Volkssplitter, zusammen 794.929 Einwohner. Die Ukrainer bilden hier demnach die relative Mehrheit. In einigen Dörfern der Nordbukowina wurden anlässlich der Agrarreform von der rumänischen Regierung rumänische Kolonisten angesiedelt, die aber schon heute, rings von Ukrainern umgeben, ukrainisch reden und deren Kinder von den ukrainischen Nachbarkindern derart ukrainisiert wurden, daß sie sich den Ukrainern teilweise auch der Gesinnung nach anschließen. Es hat sich seit dem Kriege das Verhältnis der Ukrainer zum rumänischen Volke nicht geändert.

In der Bukowina hatten die Ukrainer bis zum Jahre 1919 an der Czernowitzer

Universität 1 Katheder für ukrainische Sprache und Literatur, 1 Katheder für slawische Philologie, 1 Katheder für die Geschichte Osteuropas, 1 Katheder für die kirchenslawische Sprache, 1 Katheder für praktische Theologie, zusammen 5 ordentliche Professuren, heute aber nichts.

Es bestanden im Schuljahre 1918/19 in Czernowitz ein ukrainisches Gymnasium, eine ukrainische Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, alles staatliche Schulen, sowie eine private ukrainische Lehrerinnenbildungsanstalt, heute aber bestehen nur unobligate Kurse für das Ukrainische am ehemals ukrainischen Staatsgymnasium und nichts mehr. Die ukrainischen Staatsgymnasien in Rogman, Wizniß und Seret sind rumänisiert. Der Religionsunterricht für ukrainische Schüler wird in rumänischer Sprache erteilt, auch das Gebet ist rumänisch.

Die Ukrainer haben seit dem Schuljahre 1924/25 von den 199 Volksschulen keine einzige. In den Volksschulen in rein ukrainischen Dörfern wird trotz Art. 7 des Volksschulgesetzes das Ukrainische nicht einmal als Unterrichtsgegenstand gelehrt.

In der Bukowina erscheinen in kleiner Auflage 2 rumänische Zeitungen dreimal wöchentlich, eine von der liberalen, die andere von der zarunistischen Partei erhalten. Dagegen geben die Ukrainer 1 Tageszeitung und 5 Wochenblätter heraus; dies kann ein beredtes Zeugnis dafür sein, daß es in der Bukowina keine Ukrainer gibt.

In Bessarabien wurden im Schuljahre 1924/25 alle 200 ukrainischen Volksschulen auf einmal rumänisiert. Central University Library Cluj

Die gänzliche Rumänisierung des gesamten ukrainischen Schulwesens in Rumänien wird auf Art. 8 des Volksschulgesetzes gestützt, welcher besagt, daß alle Kinder rumänischer Nationalität, deren Eltern die rumänische Muttersprache verlernt haben, verpflichtet sind, nur Volksschulen mit rumänischer Unterrichtssprache zu besuchen. Die staatliche Schulverwaltung unterstellt alle Ukrainer unter die Bestimmungen dieses Artikels.

Alle Eingaben der ukrainischen Eltern an das Unterrichtsministerium wegen Einführung der ukrainischen Sprache in den Volksschulen in rein ukrainischen Dörfern, die Beschlüsse der Gemeinderatsvertretungen sämtlicher ukrainischen Gemeinden, alle Beschwerden an den Völkerbund blieben bis heute ohne den geringsten Erfolg.

Die Regierung fingiert zur Rechtfertigung ihrer Entnationalisierungspolitik den Ukrainern gegenüber eine Revindizierung der von den Rumänen während der österreichischen Herrschaft verlorenen Posten. Deshalb sei kurz festgestellt, daß zur Zeit der Erwerbung der Bukowina durch Österreich im Jahre 1775 die Ukrainer nicht nur, wie jetzt die relative, sondern die absolute Majorität der Landesbewohner bildeten. Statt vieler Zeugnisse sei aus der Eingabe des rumänischen Bischofs von Kadauß Dosithei Cherescul (Bischof 1750 – 1789), den Österreich auf seinem Bischofsstuhl aus der moldauischen Zeit vorfand, an den Hof- und Kriegsrat im Jahre 1781 ein Satz angeführt: „Da in der Bukowina mehr als der halbe Theil die russische Sprache redet, so wären russische Kirchenbücher erforderlich, die bisher

mit großen Kosten aus den russischen Staaten hergeholt worden sind.“ Russisch ist hier statt ukrainisch, kleinrussisch gebraucht. Auch die Berichte der ersten österreichischen Verwalter der Bukowina an das Generalkommando in Lemberg befragen dasselbe. Angeführt sei der Bericht des Generals Enzenberg vom 14. Februar 1781, in dem es heißt, daß von den 23.000 Familien, welche in der Bukowina leben, schwerlich 6000 wahre Moldauerfamilien sind, die der Hauptmann Sulzer für rumänisierte Slawen hält.

Entgegen den rumänischen Behauptungen sei festgestellt, daß die österreichische Regierung die Bukowinaer Bevölkerung durch die Schule erst rumänisiert hat. Das Land kam an Österreich von der Moldau, was die österreichische Regierung dahin verstand, daß die Bevölkerung moldauisch, d. h. rumänisch sei. Der Hofkriegsrat sagt in seiner Verordnung, mit welcher in der Bukowina Schulen eingeführt werden, folgendes: „Zur Erreichung des erklärten Abschehen (sic!) wird es notwendig seyn, daß diejenige (sic!), welche als Schullehrer in die Bukowina zu stehen kommen sollen, nebst der deutschen und lateinischen, auch der Landes (sic!) üblichen nemlich der Wallachischen Sprach kundig sind.“ So wird als landesübliche Sprache in der Bukowina bloß das rumänische angesehen, obwohl der Hofkriegsrat in seiner Verordnung vom 22. März 1777 selbst sagt, daß die Russen „zwey Drittheile der Inwohner bilden.“

Im § 18 des geistlichen Regulierungsplanes vom Jahre 1786 wird bestimmt: „In denen bereits errichteten und respektive noch zu errichten kommenden Normal-, Bezirks- und Trivialschulen ist der Unterricht nur in der Deutschen und Moldauischen Sprache zu ertheilen.“ Die systematische Rumänisierung, zum Teil auch Germanisierung der ukrainischen Bevölkerung der Bukowina dauerte ungehindert vom Jahre 1775 bis zum Jahre 1868, als das neue Reichsvolksschulgesetz erschien, fort. Vom Jahre 1868 an mußten die Ukrainer Schritt für Schritt eine Schule nach der anderen sich erst im harten politischen Kampfe erwerben. Bei Kriegsausbruch waren noch nicht in allen ukrainischen Dörfern ukrainische Schulen eingeführt, da die rumänischen Politiker harten Widerstand leisteten. Wohl die Hälfte der heute in der Bukowina lebenden Intelligenzler ukrainischer Herkunft hat keinen ukrainischen Schulunterricht genossen.

Wir glauben, genug gesagt zu haben, um die Behauptung der Rumänen von der angeblichen Ukrainisierung der Rumänen in der Bukowina durch die österreichische Herrschaft zu widerlegen. Des weiteren kann nur auf die zahlreiche rumänische und deutsche Geschichtsliteratur verwiesen werden.

Die besondere Lage des Russentums in Besarabien

von Igor Stepnjak-Rischinew

Unlängst beobachtete der Verfasser dieses Aufsatzes folgende Szene: im Wagen der Rischinewer Elektrischen sitzen zwei jüdische Damen und mauscheln allerhand Stadtklatsch. Ihre zwei Sprößlinge im Alter von 7—8 Jahren unterhalten sich in verhältnismäßig reinem Russisch. Zwei hinzugereiste rumänische Beamte beobachten das Bild, und der eine von ihnen sagt achselzuckend: Das verstehe ich nicht... Die Kinder sind unter rumänischer Herrschaft von israelitischen Eltern geboren und sprechen russisch.

Um das Paradoxe dieses Aufzuges zu verstehen, muß man sich die eigentümliche ethnische und sprachliche Lage Besarabiens gut vorstellen. Ehe wir aber darauf eingehen, bringen wir einiges Ziffernmaterial. Die Zahlen sind etwas angehäuft, aber wir haben sie der Übersichtlichkeit wegen in einer Tabelle zusammengebracht. Die ersten Zahlenreihen bedeuten die Statistik der Schüler der Rischinewer Mittelschulen, wie sie nach einer Rundfrage des besarabischen Schuldirektorats aufgestellt worden war. Die Zusammenstellung geschah nach der nationalen Zugehörigkeit der Schüler. Gleichzeitig richtete die Kommission der Leiter dieser Mittelschulen eine Enquete unter den Eltern der Schüler an, in welcher diese Eltern ersucht wurden, die für ihre Kinder erwünschte Unterrichtssprache anzugeben. (Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1918 und sind in beiden Fällen amtlich.)

Schule	Daten über die nationale Zugehörigkeit der Schüler							Antworten über die wünschenswerte Unterrichtssprache		
	Moldawen	Russen	Ukrainer	Juden	Bulgaren	Sonstige	Insgesamt	Insgesamt	Russisch	In %
I. Knabengymnasium . . .	85	147	46	94	15	47	434	390	360	91·1
II. " . . .	54	98	34	106	7	40	339	301	273	90·7
III. " . . .	67	99	41	23	3	30	263	252	216	85·7
IV. " . . .	42	48	23	70	3	12	198	182	160	87·9
Realschule	42	109	32	50	—	31	264	254	240	93·3
Handelschule	23	52	24	247	1	—	347	200	175	87·5
Mädchengymnasien:										
Zemstwo	100	134	55	40	3	64	396	396	352	88·8
Dadinany	96	115	46	75	7	63	402	352	330	93·7
Agowksaia	47	54	8	235	1	21	366	294	272	92·5
Heyking	91	151	36	14	10	47	349	340	338	96·8
Remezowa	32	83	32	86	7	34	531	437	226	93·7
Stomorowskaia	—	1	—	530	—	—	437	208	—	48·0
Goldenberg	—	2	—	388	—	—	390	203	90	44·3

Nehmen wir die summierende Zahlenreihe. Wir ersehen aus ihr, daß für 4553 Kinder 3853 Antworten einliefen, oder 80·4%, und 3240 der Antworten waren zugunsten der russischen Sprache oder 84·1%, während nur 1093 aller Schüler oder 24% amtlich Russen waren. Die Statistik bezieht sich auf die Stadt Rischinew, ist daher notgedrungen einseitig. Aber wir haben sie auch nur zur Illustration angeführt.

In den letzten Jahren hat Besarabien vielfach das Interesse von Ausländern beansprucht, und wenn sie das Gesamtbild der Stadt beurteilten, die Straße, so fanden sie, oft zu ihrer Verwunderung, daß Rischinew (und auch die anderen Städte) russisch sei.

Das ist richtig, es ist aber auch falsch. Wenn sich in den Schulen, nach der angeführten Statistik, nur 24% der Schüler als Russen bekannten, so kann die Stadt nicht russisch sein. Aber warum verlangten 84% der Eltern eine russische Unterrichtssprache? Warum macht die Stadt den russischen Eindruck? Warum ist Besarabien auch nach 11 Jahren der Angliederung an Rumänien immer noch die große nationale Sorge, die in der „russischen Gefahr“ besteht?

Besarabien ist eine vielsprachige Provinz, und das, was sie ist, wurde sie in den letzten hundert Jahren, in denen sie unter russischem Einfluß stand. Alle ethnischen Gruppen bedurften der russischen Sprache als Verständigungsmittel, genau so wie im alten Dazien der Sprache der römischen Legionäre. Die russische Kultur war der bindende Zement, der der Provinz eine gewisse Einheitlichkeit, ein spezifisch unwiederholbares Gepräge aufzwang. Library Cluj

Hierin besteht die Eigentümlichkeit Besarabiens.

In Besarabien gibt es besonders häufige kulturelle und rassische Mischungen. Viele Reinblutmoldawanen bekennen sich zum Russentum, manche reine Slawen nennen sich Moldawanen. Eine russische Schätzung aus dem Jahre 1862 fand in Besarabien 6·8% Russen, die große Zählung aus dem Jahre 1897 4·1%, die von Mour für die Friedenskonferenzen hergestellte Karte behält 4·1% bei, die des „Statul țării“ 4·67% und eine neutrale Schätzung aus dem Jahre 1923 8·1% (Seelenzahl 214.900).

Die Zahl der reinen Russen ist in Besarabien tatsächlich sehr gering. Als kulturell und politisch kompakte Masse existieren sie überhaupt nicht. Die größte Anhäufung der Russen Besarabiens ist im Süden der Provinz festzustellen, vornehmlich unter den Fischern des Donaudeltas und in einigen Dörfern der Komitate Tighina und Akferman. Aber kulturell und politisch sind diese Russen vollständig amorph, und tragen in keiner Beziehung die Schuld an dem beziehungsweise russischen Antlitz der Provinz.

Die russischen Fischer am Pruth- und Donaudelta sind in der Mehrzahl Nachkommen jener Großrussen, die während der teilweisen Reformation der russischen Kirche unter dem Patriarchen Nikon (1766) in die freie Steppe flüchteten, um vor der „kezerischen“ offiziellen Kirche sicher zu sein. Sie haben sich russisch sehr rein erhalten, und die Schilderungen des rumänischen Schriftstellers M. Sadoveanu

sind zutreffend, wenn er die Lipowanen als Halbwilde darstellt, die immer noch in mittelalterlichen Bräuchen und religiösen Stimmungen hindämmern.

In den südlichen Bezirken gibt es ausgedehnte, sogenannte Russendörfer, wie Satarbunar, Neruschai und andere, die während des Aufstandes von 1924 und während des darauffolgenden Monsterprozesses, der im Rischinewer Gefängnis stattfand, genannt wurden. Die Geschichte gerade dieser Dörfer ist besonders interessant. Als Neurußland angesiedelt wurde, brauchte die russische Regierung tüchtige Kolonisten, welche die endlosen Steppen urbar machen konnten. Das waren vor allen Dingen Deutsche und Bulgaren. Aber in diesen Völkerpökel mußte amtlich russisches Salz kommen. Den Kosaken, die früher die russische Südmare vor den Angriffen der Tataren und Türken gesichert hatten, waren nicht immer zuverlässig. Das russische Siedlungselement mußte daher aus dem Norden herbeigeschafft werden. Man exilierte religiöse Sektierer hierher (Molokaner, Skopzen, Duchoboren) oder auch solche Elemente, die laut Gemeindefprüchen aus ihren Heimatsorten ausgewiesen wurden, denen aber kein Zuchthaus auferlegt werden konnte und die nach russischem Usus nicht nach Sibirien verbannt werden konnten. Man kann sich vorstellen, daß die Steppensiedlungen aus diesen Elementen russisch nicht einheitlich und moralisch minderwertig ausfallen mußten. Sie sind für ihre arbeitsstüchtigen Kolonistennachbarn, die es bald zu gediegenem Wohlstand brachten, immer eine unangenehme Nachbarschaft gewesen, durch Dieberei oder durch Faulenzerei in schwereren Jahren. Während des Bürgerkrieges sind sie es gewesen, die den blühenden deutschen Kolonien im Süden den größten Schaden zugefügt haben. Und die Bolschewiken wußten 1924 recht gut, in welchem Punkte Bessarabiens sie den Aufstand beginnen sollten . . .

Es wäre kurzfristig und ungerecht, wollte man diese Elemente als politische und kulturelle russische Minderheit werten. Sie mehren nur numerisch die russische Seelenzahl, zielbewußte nationale Einstellung ist bei ihnen nicht zu finden.

Es ist auch kennzeichnend für Bessarabien, daß sich bis, oder auch in ganz letzter Zeit, wo dies doch schon möglich geworden ist, keine russische Minoritätsgruppe gebildet hat. Das muß ganz unumwunden gesagt werden.

Die einzelnen rumänischen Regierungen und Parteien haben mit Windmühlen gefochten, wenn sie eine russische Gefahr, national genommen, in Bessarabien bekämpften. Das war politische Aberration, besonders noch, wenn man Bolschewismus und Ruffentum verwechselte.

Während der verschiedentlichen Wahlen haben einzelne kleinere Gruppen die sporadisch entstanden, den Anschein geweckt, daß es sich um spezifisch russische Gruppen handle. Einmal entstand die „Liga bessarabischer Bürger“. Das war um die Wahlen von 1922. Betrachten wir den führenden Ausschuß der Liga: 1 Pole, 1 Deutscher, 1 Bulgare, 2 Juden, 1 Ukrainer, 1 Armenier, 1 Grieche und 2 stark russifizierte Moldawanen. Und doch war die Gruppe russisch. Sie verfolgte das Programm der früheren russischen konstitutionellen Demokraten (Radetten), sie bewegte sich vollständig in den alten Traditionen, sie war kulturell und

sozial weftlich eingestellt, hätte sich aber bei einer unbeeinflussten Befragung für eine politische Orientierung auf Rußland ausgesprochen, weil sie das rumänische oligarchische Parteiwesen verwarf. Die Gruppe wahrte den politischen Idealismus des russischen Intellektuellen und konnte daher in den rumänischen Verhältnissen auf keinen grünen Zweig kommen. Sie hat die politisch russisch eingestellten Besarabier nicht zu einer einheitlichen Gruppe zusammenzufügen vermocht, die einen erfolgreichen Kampf mit den draufgängerischen rumänischen Parteien hätte aufnehmen können.

So hat es denn im Laufe der letzten Jahre auch keine gegliederte Gruppe gegeben, die als Fürsprecher der russischen kulturellen Interessen, besonders der russischen Schule hätte auftreten können. Der russische Gedanke und die russische Tradition existieren ohne Zweifel in Besarabien, aber eine zu Ende gedachte russische Frage gibt es hier aus den angeführten Erwägungen nicht. Die passive Resistenz gegen den rumänischen Statismus und die voreilige Rumänisierung auf kulturellem, administrativem und sprachlichem Gebiet waren zum erheblichen Teil nicht durch die russische Einstellung (sie war schon da!) der besarabischen Bevölkerung bedingt, sondern durch übereilte Maßnahmen Bukarests und der ultranationalistischen Politikaster in der Provinz selbst provoziert.

Ein modernes Volkstum exponiert sich besonders durch Presse und Schrifttum. Und hier haben wir wieder eine paradoxe Lage: in den letzten Jahren sind in Besarabien etwa 80 russische Zeitungen erschienen und nur 5—6 rumänische. Zurzeit erscheinen in Besarabien 5 russische Tagesblätter, ein rumänisches Wochenblatt und zwei rumänische Blätter in zwangloser Folge. Von den drei regelmäßig erscheinenden Zeitschriften ist eine in russischer Sprache und drei parallel in rumänischer und in russischer.

Die Presse fügt sich den Bedürfnissen des Marktes, und daher gibt es im Grunde genommen in Besarabien nur russisch geschriebene Presse.

Und wiederum: kein einziges dieser Blätter vertritt einen russischen Standpunkt, weder den panrussischen noch den bolschewistischen. Die Blätter wahren zwar die russischen Zeitungstraditionen, stehen aber immer auf dem Boden der rumänischen Staatlichkeit. Sie sind jetzt rumänische Blätter in russischer Sprache. Und wenn man 10 Jahre hindurch diese Zeitung verfolgte und dabei die „russische Gefahr“ zum Vorwurf nahm, so konnte doch keine rumänische Partei ohne ein russisches Blatt auskommen, wenn es gelegentlich die Wahlen galt oder sonst etwas durchzusetzen.

Wer bedient diese Zeitungen und wer liest sie? In dem einen Blatt sind die Redakteure: 1 Deutscher, 1 Bulgare, 1 Moldawane, 1 Russe und 3 Juden. In der anderen: 3 Russen und 3 Juden, in der dritten: 1 Russe, 1 Pole, 2 Moldawanen und 3 Juden. Die Leserschaft ist gerade so bunt. Den größten Prozentsatz der russisch Lesenden geben die Juden, die auch nur ein einziges Tagesblatt zionistischer Einstellung in ihrer Sprache besitzen, das vornehmlich in der Provinz gelesen wird.

Und wieder ist es nicht gerade das Russentum, das diesen Markt bedingt, sondern die stärkere russische Tradition der Provinz. Das sieht man auch auf dem

Büchermarkt, in Theater und Kino, nachdem von der neuen Regierung das Verbot russischer Bücher und Aufführungen aufgehoben worden war. In knapp sieben Monaten ist alles in der Provinz gewesen, was die künstlerische russische Emigration zu bieten vermag, in Besarabien gewesen, und ist nach der zehnjährigen ungewollten Enthalttsamkeit mit wahren Heißhunger verschlungen worden. Was man von rumänischen künstlerischen und theatralischen Aufführungen nicht sagen kann. —

Wir wollen hier eine unerläßliche Bemerkung einschalten, um gerade die Stimmungen Besarabiens von heute zu schildern. Es halten sich in der Provinz recht viele russische Flüchtlinge und Emigranten auf, nach einer Schätzung sogar nicht weniger als 100.000. In der Mehrzahl sind dies Intellektuelle, Patrioten und Vertreter der einst besser situierten russischen Stände. Ihr Hang an Rußland ist frischen Datums, sie haften mit allen Fasern ihres Wesens an Rußland. Und es ist sicher, daß diese intellektuelle Masse zur Stimmungsmache in Besarabien außerordentlich beiträgt. Ohne sich politisch zu betätigen.

Von mancher Seite hat man auf die vielfachen Spionageprozesse in Besarabien hingewiesen. Oft ist es vorgekommen, daß in diesen Prozessen gerade russische Intellektuelle verwickelt waren, frühere Gegenrevolutionäre und zaristische Offiziere, die jetzt den Bolschewiken dienen. Darauf wäre zu erwidern, daß in allen Prozessen auch Rumänen figurierten, daß mancher Emigrant aus Hunger in den Dienst der Spionage trat. Aber es gab auch solche, die es aus russischem Patriotismus getan haben.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Die Zahl der letzten ist aber so gering, daß man aus ihr nur durch furchtsame Übertreibung eine russische Gefahr machen kann. Ebensowenig ist der russische Bolschewismus eine russische Gefahr: er ist eine allgemeine Gefahr, wengleich er sich aus Propagandagründen oft in russische Romantik und Sentimentalität hüllt.

* * *

Vielleicht ist es angebracht, einige Worte über das russische, beziehungsweise das slawische Gesicht Besarabiens zu sagen. Man nehme von vornherein in Betracht, daß ganz Rumänien ethnisch und philologisch eine lateinisch-dakische Insel ist, von slawischen Wogen umbrandet, im Laufe der Geschichte oft von ihnen überflutet. Oft genug haben diese Wogen den Boden so tief unterschürft, daß man nach seiner Beruhigung und Festigung lange nachsuchen mußte, was hier noch lateinisch und was slawisch ist. Der tiefste und findigste rumänische Geschichtler, Professor Jorga, veröffentlichte seinerzeit im „Neamul românesc“ nach seiner Reise nach Polen, einen Aufsatz, in dem er eine interessante Parallele zwischen den jetzt nachbarlichen Ländern zog. Er schrieb: Die Polen sind Slawen mit lateinischer Kultur, die durch den von den Polen übernommenen Katholizismus bedingt ist. Und die Rumänen sind Lateiner mit östlicher, slawisch-orthodoxer Kultur.

Die Parallele ist nicht in vollem Inhalt zutreffend, aber die Fragestellung ist richtig. Das Rumänentum war bis etwa vor hundert Jahren (als seine neuere

Literatur begann) vom Slawischen dermaßen abhängig, daß es russisch, und auch rumänisch mit slawischen Lettern schrieb. Die Kulturträger seines Mittelalters studierten in Kijew und ein Moldawane (Petre Movila) war seinerzeit ein berühmter russischer Rhetor und Direktor der Kijewer Theologischen Akademie. . . Jedenfalls waren die slawisch-lateinischen Wechselwirkungen auf dem Territorium des heutigen Rumänien außerordentlich unterstrichen, und notgedrungen trat im Laufe der Zeit eine kulturelle Wahlverwandtschaft ein, die nur durch blinden und unproduktiven Chauvinismus bestritten werden kann.

Gerade Besarabien ist die Schwelle zwischen dem lateinischen Rumänien und dem slawischen russischen Ortsnachbarn gewesen. Hier waren die russischen Zusammenstöße vielleicht am schärfsten, aber die reziproken Einwirkungen um so ergeblicher. Wir wollen feststellen, daß Rumänien in gewissem Sinne das Beispiel einer lateinisch-slawischen Synthese zu liefern hat, die nur eine übertrieben nationale Reaktion in Abrede stellen wird.

Es würde uns auf Seitenwege führen, wollten wir dieses Thema wissenschaftlich tiefer verfolgen. Unsere Aufgabe ist publizistisch und daher zu schnellen und übersichtlichen Schlussfolgerungen verpflichtend. Wir können daher keine rein philologischen Betrachtungen anstellen, auf das Volksepos nicht eingehen, keinen Exkurs in die Trachtenkunde des Landes machen. Aber wir wollen in aller Kürze auf einen Umstand aufmerksam machen: auf die Namengebung der Ortschaften in Rumänien, ev. in Besarabien. Wer sich des Näheren interessiert, müßte die aufschlußreiche Doktordissertation von Fräulein Margareta Stefanescu (Jassy 1924) nachsuchen über „Die russisch-ruthenischen Elemente in der rumänischen Sprache und deren Alter“.

Die Toponymie ist immer aufschlußgebend. In älteren Zeiten erhielt jede menschliche Siedlung ihren Namen direkt von ihren Gründern, nicht unter politischen Gesichtspunkten, mit voreingenommener Namentaufe (wie z. B. die Benennungen der deutschen Kolonien und vieler Russendörfer in Besarabien!)

Die erwähnte Arbeit der Jassyer Doktorantin untersucht jeden Hügel, Fluß, Wald, Böschung, Dorf und Meierhof auf seinen toponymischen Ursprung. Und ist die Benennung philologisch festgestellt, so sind auch die Gründer der Siedlung, oder der direkte Einfluß, unter dem sie gestanden haben, hervorgetan. Als Kenner der slawischen Sprachen, besonders der russischen und der ruthenischen, müssen wir leider feststellen, daß Fräulein Stefanescu etwas willkürlich mit ihrem Material umgegangen ist, aber als rumänisches Zeugnis bleibt ihre Arbeit als Rohmaterial dennoch von hohem Wert. Man ersieht aus ihr, daß es fast kein rumänisches Komitat gibt, das keine ursprünglich slawische Toponymie aufwies. Am dichtesten ist die slawische Toponymie in der Bukowina, dann in der Moldau (Komitat Dorohoi) und in Besarabien. Gut verstanden: wir sprechen nur von organisch entstandenen, nicht politisch, neuzeitlich hervorgerufenen Siedlungen (all diese Petrowka, Nikolajewka, Alexandrowka usw.). Nach einer Übersicht von Fräulein Stefanescu gab es urwüchsige slawische Ortsnamen: im Komitat Hotin 52, Soroca 36, Bieltzy

14, Orhei 25, Rischinew 15, Sighina 7, Ufferman 3, Izmail 4. Im erwähnten moldauischen Komitat Dorohoi steigt die Ziffer sogar auf 86.

Wir wollten durch diesen Abstecher nur darauf hinweisen, daß auch siedlungs-technisch bestimmt eine lateinisch-slawische Durchdringung besteht, auf demselben Territorium, wo diese Durchdringung später kulturell und politisch geltend wurde. Um zu zeigen, daß man in unserer Zeit keine schroffen nationalen Grenzen ziehen darf, wo es nicht gerade von der Geschichte geboten wird.

Unter Berücksichtigung aller dieser geschichtlichen Umstände und politischer Erwägungen erhält die Beurteilung der Lage in Besarabien ein ganz besonderes Gepräge. Man wird keine voreiligen Schlüsse ziehen, man wird bei Beurteilung der Lage erweitert allgemeine Stützpunkte suchen (die auch an anderen Orten mit Minderheitenbevölkerung zu erwägen wären!) Und man wird in dem tiefreichenden Schatten, den eine große Geschichte abwirft, toleranter in Denken und Urteil sein.

Gerade diese Toleranz tut Besarabien not.

Es ist heutzutage durchaus nicht Kompromiß und politischer Opportunismus, wenn man auf gewisse Fragen keine kategorische Antwort erhält. Verlangt man sie, so kann man sich festfahren. (Und aus diesem Grunde begehen viele moderne Regierungen, die es mit Minoritäten zu tun haben, grobe Fehler!) Wollte man kategorisch fragen: Ist Besarabien russisch? so wäre darauf kategorisch zu antworten: Nein! Früge man: ist Besarabien rumänisch? so wäre ebenfalls zu antworten: Nein.

* * *

Der Leser erinnert sich sicher an den Staub, den in ganz letzter Zeit ein Aufsatz von Ramsay Macdonald aufwirbelte. Er behandelt die Minderheitenfrage und war in jener Zeit geschrieben, als Macdonald die Opposition darstellte. Inzwischen aber war der Autor Premierminister des Britischen Reiches geworden, und was früher hehre und ehrliche Absicht gewesen war, konnte jetzt nicht mehr als Programm gelten. Und so mußte Macdonald seinen Aufsatz in den „Sunday Times“ teilweise widerrufen. Das klassische Exempel einer inkonsequenten und unehrlichen Politik. . .

Und doch ist der Artikel Macdonalds sehr interessant. Er handelt vornehmlich von den deutschen Minderheiten in Südtirol, im Elsaß, in Oberschlesien. Und der Verfasser meint, daß die Lage der Minderheiten, richtiger ihre Behandlung, den europäischen Frieden gefährde. Diese Behauptung schießt vielleicht vorläufig über das Ziel hinaus, aber den inneren Burgfrieden bedroht eine unlautere Behandlung der Minderheiten jedenfalls.

Und gerade in diesem Sinne möchten wir sagen, daß ein gutes Verständnis der Lage Besarabiens viel zur Lösung des gesamten Minderheitenproblems beitragen könnte. Wir haben hier keinen ethnisch rein ausgesprochenen Typ. Wir haben es hier mit einem integrierenden Schlag zu tun, der sich zu einer anderen Kultur bekennt, zu einer anderen Tradition, ohne gerade russisch dazu gerechtfertigt zu sein. Das ist sehr wichtig!

Man baue keine Grenzen auf, wo sie nicht durch Natur und Geschichte geschaffen wurden. Aber man bringe die Minderheitenfrage unter höhere Gesichtspunkte, stelle sie in kulturelle Parallelen und Wahlverwandtschaften. Es ist für jedes Land von Vorteil, wenn es kulturelle Mannigfaltigkeit aufzuweisen hat und ihm der Vorteil wurde, aus dieser Mannigfaltigkeit eine Synthese zu schaffen.

Denn wir gehen dieser Synthese, dem vereinigenden Kulturtyp entgegen, nicht der rassistischen Differenzierung, die wieder einmal durch den Krieg und die Friedensverträge wachgerufen worden war.

Und im Sinne dieser Synthese kann gerade in Bessarabien eine klassische Lektion geholt werden. Es gibt hier weder eine russische Frage noch russische Gefahr, aber ebensowenig ist hier etwas mit rumänischem Draufgängertum anzufangen. Geschichtliche Synthese und allgemeine Kulturtriebe sind stärker als Programme von Parteien, Regierungen, zwischenvölkischen Satzungen in Form von unwirklichen Friedensverträgen.



Rundschau

Ostseetagung des Politischen Kollegs.

Im Ostseebad Rauschen bei Königsberg, an der die Schönheit von Wald und Meer vereinigenden Samlandküste, hatte das Politische Kolleg in den drei letzten Junitagen mehr als hundert auserlesene Studenten, Menschen der Jugendbewegung und führende Männer der Deutschlandsarbeit des Ostens vereinigt, um mit ihnen die politische Problematik des Ostseegebietes zu durchdenken und Richtungsgedanken für ihre Bewältigung herauszustellen. In der Teilnehmerschaft spiegelte sich das Ostseedeutschtum von Kiel bis Reval wider. Der Leiter des Politischen Kollegs, Professor Dr. Martin Spahn, entwarf das historische und geopolitische Bild des Ostseebeckens, in dem der Deutsche eine Führerstellung besaß und wieder besitzen kann. Oberpräsidialrat von Hassell (Heimatbund Ostpreußen) stellte aus tiefer Sachkenntnis die Gefahrlage Ostpreußens dar, sein Mitarbeiter Mosberg sprach aus dem Geist der ostpreußischen Jugend über ideelle und praktisch-politische Mittel, mit denen Ostpreußen nicht nur für sich, sondern auch für die deutsche Position in Danzig und Memel einstehen muß. Admiral Zenker, der frühere Chef der Marineleitung, schilderte überaus instruktiv das marinepolitische Kräftepiel in der Ostsee. Die völkerrechtliche Lage der Ostseeingänge führte Professor Dr. Wolgast näher aus. Schließlich rückte Dr. Karl Hoffmann die Anliegerstaaten der Ostsee in die großen weltpolitischen Zusammenhänge ein. Nachdem Professor Spahn noch einmal in großen Zügen den Zusammenbruch und die Aufbaumöglichkeiten im Osten veranschaulicht hatte, entwickelte Dr. Kleo Pleyer die bündische

Sozial- und Reichsordnung, welche das untaugliche westlerische System ablösen und die ostmitteleuropäische Wirklichkeit wieder meistern soll. Der Königsberger Literaturhistoriker Josef Nadler gab mit einem Vortrag über den ostelbischen Anteil an der gemeindeutschen Kulturleistung der Tagung einen schönen Ausklang. Auch in den Aussprachen traten die beiden Grundzüge der Tagung hervor: geistige Schwungkraft und nüchterner Tatsachensinn. Die Ostseetagung des Politischen Kollegiums hat eine Aktivierung der Geister bewirkt, die im Osten besonders nottut.

Vom Verein der Sathmarer Schwaben in Deutschland

Fast zwei Jahre sind vergangen seitdem der „Verein der Sathmarer Schwaben in Deutschland“ ins Leben gerufen wurde, um durch diesen innigen Zusammenschluß eine erfolgreiche Arbeit für die Volksgenossen in der fernen Heimat Sathmar ausüben zu können. Wenn man heute auf dieses kurze Bestehen zurückblickt, so kann mit ruhigem Gewissen gesagt werden, daß man dem Ziele näher gekommen ist. Der Kampf, der geführt wurde, war nicht umsonst. Die kleine Sprachinsel Sathmar, die vor zwei Jahren noch fast ganz unbekannt war, hat sich im Laufe der letzten zwei Jahre mächtig emporgehoben. Man glaubte kaum mehr an die Auferstehung dieses Volkes, das mehr als zwei Jahrhunderte hindurch unter dem beherrschenden Einfluß fremder Völker schmachtete und mit der Aufsaugung bedroht war. Die deutsche Bewegung, die im Jahre 1926 begann, mußte den schwersten Kampf bestehen, um sich aufrecht erhalten zu können. Der Kampf ging nicht nur nach außen, sondern noch weit schwieriger war es, gegen die eigenen Brüder vorzugehen, deren Seele von dem Geist der ungarischen Gegenbewegung getötet war. Oft stand man verzweifelt dem Feinde gegenüber, der alle Mittel aufwendete, um die deutsche Bewegung noch im Keime zu ersticken. An die ungarische Gegenbewegung hatten sich nämlich auch die magyarisierten (entnationalisierten) Schwaben angeschlossen, die im blinden Glauben an ein Groß-Ungarn erbitterte Feinde gegen die rumänische Regierung wie auch gegen die deutschen Brüder selbst wurden. Sie glaubten nämlich, die deutschschwäbische Bewegung wäre eine Zusammenarbeit mit der rumänischen Regierung gegen Ungarn.

Und die kleine Schar stand im Anfang ohne Hilfe da. Doch ein wackerer Schwabe gibt den Kampf nicht so leicht auf. Es traten bald neue Kräfte aus der Urheimat in die Reihen der deutschen Vorkämpfer. An dieser Stelle sei vor allem genannt der Ehrenvorsitzende und Vater der Sathmarer Schwaben, Herr Msgr. Dr. Straubinger, Direktor des Caritasverbandes in Stuttgart. Er ist der Schwaben Erlöser und ihm haben sie es vielleicht ganz zu verdanken, daß sie heute als erwachende Schwaben dastehen. Besonders die Vereinigung hat ihm viel zu verdanken, da er zu jeder Zeit ein warmes und echt deutsches Herz hatte für die schwäbische Sache. Nicht zuletzt und nicht weniger Dank aber wird den Banater Brüdern geschuldet, die das kleine emporsteigende Völklein unterstützten. Herzlicher Dank wird in dem soeben erschienenen Rechenschaftsbericht 1928/29

auch den Siebenbürger Brüdern gezollt, die mit Tat und Rat zur Seite gestanden sind und auch heute noch über Sathmar Wache halten.

Im Namen des Vereins und des Sathmarer Volkes dankt der Bericht weiterhin herzlich dem V D V, D U J, den Ehrenmitgliedern, Gönnern und Freunden für die Unterstützung, Mitarbeit und unermüdlische Ausdauer, die sie den bedrängten Schwaben entgegengebracht haben: „Wir allein wären ja nie imstande gewesen, das Deutschtum aufrecht zu erhalten. Ohne Euere Hilfe wären wir, liebe Brüder, versunken. Ja versunken im Völkermeer des Balkans, und wer wüßte, ob nicht nach wenigen Jahren die schwäbischen Mutterlaute auf ewig verstummt wären. Denkt Euch einmal, liebe Brüder, in dieselbe Lage. Was hättet dann Ihr gemacht? Nun besteht heute diese Gefahr nicht mehr. Durch Euere Hilfe und Liebe habt Ihr in uns, und auch in manchen entnationalisierten Schwaben, das seit jeher schlummernde Bewußtsein, das Bewußtsein, daß wir Schwaben sind, erweckt. Wir sind erwacht und kämpfen um all das, was uns Deutschen heilig sein muß. Seitdem wir wissen, was wir sind und von woher wir stammen, wollen wir alles wieder gutmachen. Auch die anfänglich stiefmütterliche Behandlung der Urheimat soll auf ewig vergessen sein. Wir wollen zusammen kämpfen für die deutsche Sache, erhalten alles, was noch deutsch geblieben ist und zurückerobern, was durch Anwendung von staatlichen Mitteln und bedauerlicherweise auch durch Anwendung geistlicher Mittel verloren ging. Wir wissen es gut, daß mit dem Aussterben der Muttersprache auch das Volk vernichtet ist. Und um dieser Vernichtung entgegenzutreten, wollen wir kämpfen und nicht mehr weichen. Im Bewußtsein, daß wir eine Heimat und Brüder haben, die mit uns fühlen und kämpfen, wollen wir gerne weiterkämpfen bis an den Tag, wo wir sagen können: unser Ziel ist erreicht.“

Ein harter Schlag für das estländische Deutschtum

Generaldirektor Emil Fahle †

Am 24. Juni verschied unerwartet im 54. Lebensjahre der Generaldirektor der „Nordischen Papier- und Zellstoffwerke“ in Reval Emil Fahle.

Wie so viele baltische Familien, ist auch er aus Westfalen eingewandert. Wirtschaftlich genial begabt, wurde aus dem 21 jährigen armen Kaufmannsgehilfen, der nach Reval kam, der erste Großindustrielle Estlands, der führende Wirtschaftskopf, der die von ihm geleitete Fabrik auf eine ungeahnte Höhe hob. Nach dem Zusammenbruch der wirtschaftlichen Grundlagen des Deutschtums in Estland, die durch den Krieg und die Agrarreform bedingt waren, wäre ein Aufbau des deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens kaum möglich gewesen, wenn nicht im Hintergrunde ungenannt Emil Fahle gewirkt hätte. In großzügigster Weise unterstützte er mit Rat und Tat das deutsche Kultur-, Wohlfahrts- und Kirchenwesen. Seine Hand spendete Millionen für diese Zwecke, wobei immer für die Zukunft vorgebaut wurde, und nicht nur die augenblickliche Not gestillt werden

folgte. So schenkte er allein im Jahre 1928 150.000 Rm. für den Bau eines neuen Schulhauses. Hierbei hat er ein warmes persönliches Interesse für jeden Einzelfall, und Alt und Jung bewahrt ihn in dankbarer Erinnerung. Der Verstorbene hatte auch ein lebhaftes Interesse für den Segelsport. Der deutsche „Estländische See-Jachtclub“ verdankt ihm nach dem Kriege seinen Wiederaufbau. Die Sechsmeter-Yacht Herrn Fahles, Tutti V, nahm bei den vorjährigen olympischen Spielen in Amsterdam den dritten Preis und, während er auf den Tod krank lag, auf der „Kieler Woche“ 5 erste Preise.

Wie aber soll sich nun das estländische Deutschtum von diesem Schlage erholen?

Die vierte und fünfte Hochschulwoche des Verbandes Deutscher Volksbüchereien in Rattowitz

Vom 6. bis 23. September 1929 findet in Bielitz-Biala im Festsaal der deutschen Mittelschule die 4. Deutsche Hochschulwoche „Deutsche Kultur der Gegenwart“ statt. Es werden sprechen: Am 6., 7., 8. September: Hofrat Prof. Dr. J. Strzygowski, Wien: „Deutsche Kunst der Gegenwart,“ 6 Stunden. Am 12., 13. September: Prof. Dr. Heinz Rindermann, Danzig: „Deutsche Literatur der Gegenwart,“ 4 Stunden. Am 16., 17., 18. September: Prof. Dr. Müller-Blattau, Königsberg: „Deutsche Musik der Gegenwart,“ 6 Stunden. Am 21., 22., 23. September: Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin: „Erziehungsfragen der Gegenwart,“ 6 Stunden.

Am 16. September beginnt, im Saale des evangelischen Gemeindehauses in Rattowitz, und währt bis zum 24. September die 5. Deutsche Hochschulwoche „Schlesien, Land und Leute.“ Hierbei wirken als Dozenten: Am 16., 17., 18. September: Dr. Will-Erich Peuckert: „Schlesische Volkskunde als Wesensschau des schlesischen Menschen.“ Am 19., 20., 21. September: Prof. Dr. Manfred Laubert: „Schlesische Geschichte.“ Am 22., 23. September: Geheimrat Dr. H. Janßen: „Schlesien in der deutschen Literatur.“ Am 24. September: Prof. Dr. Franz Landsberger: „Schlesien in der deutschen Kunst“.

Ehrung eines Baltischen Pädagogen

Die Verleihung des Ehren-Doktors der Königsberger Universität an den fr.
Schuldirektor Magister Wilhelm Petersen.

Der deutsch-baltische Volksstamm hat zahlreiche Gelehrte hervorgebracht und die Statistik der einst deutschen Alma Mater Dorpatensis zeigt, daß jeder fünfzigste Student derselben Hochschullehrer oder Mitglied einer wissenschaftlichen Akademie wurde. Auch heute lehrt eine Anzahl von hervorragenden baltischen Wissenschaftlern an den Universitäten des Deutschen Reichs.

Wenn auch die Lebensverhältnisse in Estland für die Deutsch-Balten seit dem Kriege schwierig geworden sind und die Möglichkeiten, sich der Gelehrtenlaufbahn zu widmen, seltener geworden, so kann das Lebensschicksal des Magisters Petersen ein Beispiel dafür bieten, daß ein Gelehrtenberuf nicht an eine Hochschule gebunden zu sein braucht, und, daß ein zäher Lebenswille aller Hindernisse Herr wird.

Schon als junger Student der Naturwissenschaften in Dorpat unternahm Magister Petersen weite Forschungsreisen nach Südamerika und später nach Asien und Lappland. Bald nach Abschluß seines Studiums wurde er zum Direktor der deutschen Petri-Realschule in Reval berufen. Unter seiner vortrefflichen Leitung gelang es, den deutschen Geist der Schule durch die schwersten Stürme der Russifizierung zu retten. Dasselbe erreichte er auch später als Direktor der alten deutschen Domschule zu Reval. Dabei mußten die ärgsten Deutsch-Feinde, die Vertreter der russifizierenden Schulbehörden (die sogenannten Kuratoren des Lehrbezirks), seiner glänzenden pädagogischen Befähigung Anerkennung zollen.

Neben seiner pädagogischen Tätigkeit widmete sich Magister Petersen mit Leidenschaft der Erforschung der Lepidopterenfauna Estlands. Es gelang ihm unter anderem, an der Hand von Relikten aus der Eiszeit Verbindungen zwischen der Schmetterlingswelt Estlands mit der des Ural und Amerikas festzustellen. Von hervorragend wissenschaftlicher Bedeutung war die von ihm gemachte Entdeckung, daß die Verschiedenheit der Geschlechts- und Duftorgane der Schmetterlinge ein untrügliches Kennzeichen zur Feststellung ihrer Arten bildet. In zahlreichen kleineren Schriften legte er die Ergebnisse seiner Forschungen dar. Der Estnische Staat übernahm die Kosten der Herausgabe seines Hauptwerks „Die Lepidopterenfauna von Estland“. Das estnische Bildungsministerium kaufte seine Sammlungen an und gab ihm die materielle Möglichkeit, wo er sich nun von seiner pädagogischen Tätigkeit zurückgezogen hat, nur der Wissenschaft zu leben. So wurde ein deutsch-baltischer Schuldirektor der erste Akademiker des estnischen Staates.

In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste erwählte ihn die deutsche „Estländische Literarische Gesellschaft“, deren naturwissenschaftliche Sektion er leitete, und später auch die „Deutsche Entomologische Gesellschaft“ zum Ehrenmitglied. Die Albertina zu Königsberg erhob Magister Petersen zu seinem 75 jährigen Geburtstag zum Ehrendoktor.

Die kürzlich in Reval abgehaltene Feier des 75 jährigen Geburtstags trug den Charakter eines Festakts, zu welchem die Universität Königsberg Professor Dr. Karl Andree entsandt hatte, der auch das Doktordiplom überbrachte. Der Festakt wurde zu einer Ehrung, die dem genialen Gelehrten und Pädagogen galt. Mit feinem Humor zeichnete der Gefeierte in dem für die Ehrung ausgesprochenen Dank seinen Entwicklungsgang, der ihn mit den drei größten Naturforschern Estlands zusammengeführt hatte, als Student mit Karl Ernst von Baer, dem Entdecker des Säugetiereis, später mit dem vielseitig begabten Grafen Alexander Reyslering (dem Freunde Bismarcks) und dem St. Petersburger

Akademiker, dem Paläontologen Friedrich Schmidt, welche bestimmend auf seine Forscherlaufbahn eingewirkt haben.

Zahlreiche Glückwünsche, Adressen und Telegramme, u. a. von der „Deutschen Zoologischen Gesellschaft“, von dem Zoologischen Museum der Universität Berlin und dem Zoologischen Museum der Akademie der Wissenschaften in Petersburg zeigten die Teilnahme der weitesten Laien- und wissenschaftlichen Kreise an dem seltenen Fest.

Mögen Doktor Petersen noch viele Jahre erfolgreicher Arbeit beschieden sein!

Bücherschau

Nikolaus Jorga: Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur. Verlag Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt-Sibiu 1929.

Dieses Buch des derzeitigen Rektors der Bukarester Universität atmet eine glühende Liebe zum rumänischen Volk. Es ist zuerst in französischer Sprache unter dem Titel: „Histoire des Roumains et de leur civilisation“ erschienen, und liegt außerdem noch in englischer und italienischer Übersetzung vor. Die Übersetzung ins Deutsche besorgte Frau E. Kössler-Albrich, Hermannstadt, und es darf gesagt werden, daß diese Arbeit des größten Lobes wert ist.

Die Bedeutung Jorgas resultiert aus drei Komponenten: Der Historiker großen wissenschaftlichen Formates, der Dichter und der überragende Politiker ergeben das Gesamtbild dieser westeuropäischen Erscheinung. Nur in der Synthese wird Jorgas Lebenswerk restlos deutlich.

In einem Eingangskapitel seiner „Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur“ gibt Jorga die territorialen Grundlagen der rumänischen Nation. Des Verfassers Deduktionen sind diese: Zwischen der Mitte Europas und der russischen Steppe, zwischen den düstern Ländern des Nordens und der sonnigen Balkanhalbinsel des Südens liegt eine Landschaft, die nach ihren natürlichen Merkmalen keine geographische Einheit bildet. Sie weist im Gegenteil die Fülle der Kontraste auf. Diese Gegensätze sind bedingt durch die Lage der Gebirge und Ebenen in den einzelnen Regionen, aus denen sich dieses Land zusammensetzt, ein Land, so verschieden im Aussehen und doch so gleich. Gleich einem Museum weisen die Provinzen dieses Landes die reiche Mannigfaltigkeit eines fruchtbaren Landes auf, das in sich die grünen Wiesen des kalten Westens mit seinen häufigen Nebeln und die märchenhaften Ernten des Ostens mit seinem blauen Himmel und der brennenden Sonne vereint. Trotz dieser augenscheinlichen Verschiedenheiten herrscht jedoch eine weitgehende Gleichheit. Es wäre selbst für einen Geologen schwer, den Punkt zu bestimmen, wo die Linie der Karpathen beginnt, die Landschaft zu beherrschen, was sowohl für die Anthropogeographie als auch für die historische Geographie von Bedeutung ist. Die Schafhirten, deren Wanderleben in den Tälern die erste Stufe der Geschichte des rumänischen Volkes bildet, sind genau so das Produkt der Berge, wie es die Föhren und Lärchen sind. Von allen Seiten wird das Land der Rumänen von Bergen umschlossen. Drei große, felsige Bollwerke erheben sich über ihm und jedes derselben ist bestimmt, die Wiege eines Staates zu werden. Es scheint Jorga sicher, daß ein altes, unabhängiges, rumänisches Woiwodat seinen Mittelpunkt und seine Festung, vor der ungarischen

Invasion nach Siebenbürgen, im Massiv des Biharer Gebirges hatte, welches die Provinz im Westen beherrscht. Das politische Leben des walachischen Fürstentums nahm seinen Anfang in Arges und in den Bergen des Jiu. Ohne die Bukowina, ja sogar ohne die gebirgige Grafschaft der Maramuresch, welche ihre westliche Fortsetzung ist, hätte es keine moldauische Dynastie gegeben, und die Hauptbedingung für die Schaffung des Landes hätte gefehlt; die Moldau wäre nicht der zweite der rumänischen Staaten geworden und derjenige, welcher längere Zeit hindurch der stärkere war. Bis nach Besarabien hin, das nur die östliche, erst 1812 losgelöste Hälfte der ehemaligen einheitlichen Moldau ist, wäre dieses ganze Gebiet ohne die Hügelketten, die durch die schützenden Schatten ihrer Wälder und durch die Frische ihrer von langsam fließenden Flüssen bewässerten Täler die Fruchtbarkeit des Bodens unterhalten haben, und ein vernachlässigter, oder Winkel der großen Steppe geblieben. Um aber einen vollständigen Begriff von der geographischen Einheit dieser Teile zu haben, muß man noch ein anderes Element in Betracht ziehen: den Fluß, die Donau; denn es ist die Verbindung von Gebirgskette und Fluß, die der Gegend mit ihren so zahlreichen Verschiedenheiten die Einheit gibt.

Um zu der von Dichtern mit Leidenschaft besungenen, von jungen, heldenhaften Völkern glühend geliebten Donau zu werden, bedarf sie der Nähe der Berge, welche sie unmittelbar nach der Vereinigung mit der Theiß, bei dem düstern Eisernen Thorpaß, umschließen. Von diesem Punkt an besteht ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen dem großen Strom und den Gebirgen, in denen die Flüsse geboren werden, die talwärts eilen, um sich mit ihm zu vereinigen. In dieser Vereinigung von Flüssen und Bergen, und nur in ihr allein, drückt sich die Einheit des ganzen von Rumänen bewohnten Gebietes aus. — — —

Nachdem Jorga so äußerst scharfsinnig, aus der unbegrenzten Liebe zu seinem Volk heraus, die **Basiz** und das **zusammenschließende Band** für seine Geschichtsdarstellung geschaffen hat, wobei der, der Lamprecht in Leipzig gehört hat, die Beziehung des Schülers Jorga zum deutschen Historiker deutlich spürt, geht der Verfasser aufrecht und mit beherzten Schritten auf sein Ziel los. In zwei anschließenden Kapiteln wird vom Ursprung des rumänischen Volkes und seinem vorherrschenden Charakter als Steppenvolk gehandelt und sodann zum politischen Leben der Rumänen übergegangen. In diesem Zusammenhange wird die Entstehung der rumänischen Kultur in den Fürstentümern im 15. und 16. Jahrhundert dargestellt und sodann die Elemente der rumänischen Kultur, ihr Charakter und ihre Entwicklung in den folgenden Jahrhunderten erörtert. Hierauf wird das rein geschichtliche Geschehen dem kulturellen Werden eingeordnet, und man darf zusammenfassend sagen, daß das Werk Jorgas auch hier ein großes Maß von Achtung fordert. Um so unverständlicher bleibt, das muß ausgesprochen werden, die Darstellung, die Jorga vom Weltkrieg gibt; da gilt es, für eine spätere Auflage des Werkes, die bei dessen überragenden Verdiensten eine rasche Unausbleiblichkeit darstellt, unbedingt umzugestalten. Dann dürfte ein Flecken von einem Gemälde verschwinden, an dessen Genialität der große Historiker, der Dichter und der führende Politiker in gleicher Weise beteiligt ist, und es wird strahlen als ein Werk großzügiger Wissenschaftlichkeit, dargeboten in einem kostbaren stilistischen Rahmen.

Eugen Kühnemann: Kant. Erster Teil: Der europäische Gedanke im vorkantischen Denken. München 1923. Zweiter Teil: Das Werk Kants und der europäische Gedanke. München 1924, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Für den Beginn des dritten Lebenshunderts Immanuel Kants waren diese Bücher geschrieben. Es erschien dem bekannten Breslauer Gelehrten an der „Zeit, ihm das

Denkmal zu rüsten“. Wir werden ihm Recht geben: nicht in einem einzelnen Buche wird es errichtet werden und auch Rühnemanns Werk kann, letzten Endes, naturgemäß dazu selbst nur ein Beitrag sein, nach des Verfassers Wissen und Willen. Das Neuwertige der Rühnemannschen Arbeit liegt aber darin, daß hier, was bisher befriedigend noch nicht gelang, ernsthaft und mit besten Mitteln auf das Ziel losgegangen wird: den Ewigkeitsgedanken Kants von der Zufälligkeit seiner Schulformen soviel wie möglich zu lösen und ihn in seiner Reinheit zusammenhängend auszusprechen. — Kants Ewigkeitsgedanke ist die ewige Wahrheit des philosophischen Idealismus. Als Idealismus hat Plato die abendländische Philosophie begründet. Aber erst Kant hat den Platonischen Gedanken in seiner Notwendigkeit abgeleitet und ihn als die Wahrheit erwiesen. Doch sollte diese Beziehung auf die Geschichte und auf strittige Begriffe wie den des Idealismus und selbst der Philosophie hier besser vermieden werden. Es ist ein Unglück, daß so viele fremde Namen sich zwischen den Menschen und sein innerstes Anliegen gedrängt haben. Denn Kants Arbeit bedeutet im Grunde nur die Tat des Meisters in der Behandlung und Lösung der Fragen, zu denen jedes ernste Menschenleben geführt wird, wenn es sich selbst in seinem Sinn verstehen will. Kants Genialität ist keine andere als die Genialität der Redlichkeit, die sich diese Fragen bekennt und sich auf dem Wege mit ihnen abfindet, der zum Ziele führt. Ihm das Denkmal rüsten heißt: seinen Gedanken jedem ernststen Leben zugänglich machen und ihn nicht allein dem Leben erhalten, sondern durch ihn dem Leben seinen Ernst wahren. Der Ernst des Lebens ist seine Tiefe zugleich und Schönheit. — Zweifelsfrei fehlt es, wie es in jedem Gebiete der Wissenschaft an dem Buche zu fehlen pflegt, das man eigentlich braucht, auch an dem Buche über Kant. Man braucht das Buch, das, weder nur dem Fachmann bestimmt noch auf erste volkstümliche Einführung beschränkt, den Menschen guten Willens den schöpferischen Gedanken des Gebietes aus dem Grunde verstehen lehrt. Nun besitzen wir aber über Kant ein nur zu reiches Schrifttum bedeutender Arbeiten, die nur dem Fachmann und Kenner etwas sagen. Wir haben auch eine nicht geringe Zahl von Büchern über ihn, die der allgemeinen Bildung seinen Hauptgedanken verdeutlichen möchten. Kant aber verlangt den Entschluß zur Vertiefung. Es fehlte an dem Buche, das uns in die Arbeitsschule nimmt, in welcher wir den Gedanken des Genius nicht in seinen Worten nachreden lernen, sondern ihn nach seinem Notwendigkeitsgehalt selbst hervorbringen, an einem Werk, das nicht Gelehrsamkeit und Fachwissenschaft voraussetzt, sondern nur Ernst und Arbeitsfreude: diesem Ziele strebt Rühnemanns Kantbuch, wie wir freudig bekennen dürfen, mit einem außergewöhnlich reichen Maß von Gelingen nach. — Der erste Teil bringt den weltgeschichtlichen Hintergrund, von dem das Kantische Werk sich löst. Dabei kann es sich, wiederum nach der eigenen Erkenntnis und den Worten des Verfassers, nur um einen kühnen Querschnitt handeln, der lediglich die großen geistigen Grundmächte hervortreten läßt, wobei jeder Grundgedanke eine Welt bedeutet, die als griechische Philosophie, als das Leben Jesu Christi, als die Wissenschaftlichkeit der modernen Naturwissenschaft in unserer Bildung weiterwirken. Zur Verdeutlichung der „Neuerschaffung der Philosophie als Wissenschaft durch Kant“ genügen Rühnemann, die großen Klassiker des Gedankens, Spinoza für die moderne Metaphysik, Hume für den englischen Empirismus, Leibniz für die deutsche Bildung. Hierzu gesellen sich Sonderkapitel über Lessing und Herder. Der damit abschließende erste Band des Rühnemannschen Werkes will nun aber in seiner Darstellung „keineswegs die Geschichte des abendländischen Geistes bis auf Kant erzählen“. Er will vielmehr die Gedanken in ihren lebendigen Trägern herauswachsen lassen, auf denen die abendländische Bildung ruht. Also handelt es sich auch in diesem ersten Bande durchaus nicht um ein Stück „Geschichte“. — Der zweite Band geht den Kantischen Dingen beherzt zu Leibe. Auch hier wiederum gilt es Rühnemanns Satz zu bedenken: Daß alles wahre Verstehen eines großen Gedankenwerkes

erst dort beginnt, wo wir es in eigener Denktat und eigener Sprache als einen Zusammenhang von Notwendigkeiten selbst hervorbringen, daß also alles wahre Verstehen Schaffen ist. Bei Kant fragt in der Philosophie das Leben selber nach seinen Gründen und letzten tragenden Gedanken. Jeder, der die Klarheit sucht, muß durch diese Fragen hindurch. Daß die Philosophie in ihrer Unentbehrlichkeit für das Leben von Kant (ein nicht geringes Verdienst!) einwandfrei nachgewiesen wurde, zeigt Kühnemanns Buch mit überraschender Klarheit. Und so wird gleicherweise die überzeitliche Bedeutung der Kantischen Tat aufgezeigt. Nicht nur was Goethe und Schiller in den schöpferischen Grundgedanken ihres Seins eigentlich sind, kann in diesem Zusammenhang begriffen werden, es wird darüber hinaus deutlich, was überhaupt der deutsche Geist für die Bildung der Menschheit geleistet hat und darstellt. Und ein großer Gewinn bleibt aus diesen beiden Kühnemannschen Büchern unbestritten: es wird hier aus der „Philosophie“ nicht eine Beschäftigung nur für diejenigen, die aus der Philosophie eine Beschäftigung ihrer Mußestunden machen, sondern wer mit Kühnemann geht, vermag es einfach nicht zu begreifen, daß ein menschliches Leben möglich ist, ja daß es Menschen geben kann, die sich niemals um sie bekümmern. Tiefstes wird erhellt, und wir verstehen den Verfasser, wenn er seufzt: „Hätte man doch diese Bemühungen des Gedankens niemals mit dem Namen der Philosophie bezeichnet und sie dadurch mit einer Dornenhecke der Unzugänglichkeit und des unfruchtbaren Dünkels gegen alle diejenigen abgegrenzt, die schlicht und redlich ihr tüchtiges Leben der Arbeit fähren“.

Verband für Evangelische Auswandererfürsorge. Jahresbericht 1928. Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Verbandes in Berlin N. 24, Oranienburgerstraße 13/14. 24 Seiten. Preis 0.75 Mk.

Der vorliegende Bericht gibt einen Überblick über den verantwortungsvollen und verantwortungsfreudig geleisteten Dienst der Verbandsmitglieder. Für seine Beratungstätigkeit steht dem Evangelischen Hauptverein für Deutsche Auswanderer, Berlin, Oranienburgerstraße 14 ein Archiv mit 54 Ländermappen zur Verfügung. Dieses wird ständig durch eine lebhafte Auslandskorrespondenz sowie regelmäßig eingehende 340 Zeitungen und Zeitschriften auf dem Laufenden gehalten. Auch die Auswanderermissionen in Hamburg, Rautenbergstraße 11 und Bremen, Georgstraße 22 erfassen eine große Zahl tatsächlichen Auswanderer durch 6669 Einzelbetreuungen und 190 Gottesdienste mit 6502 Gottesdienstbesuchern. Sonderlich ihre Heime haben sich eines lebhaften Zuspruches erfreut. Das gemeinsame Organ ist die vom Evangelischen Hauptverein herausgegebene illustrierte Monatschrift „Der Deutsche Auswanderer“. Wir dürfen den Bezug dieser Zeitschrift unseren Lesern aufs wärmste empfehlen.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Carl Maria Kaufmann: Ausgraber, Mumienjäger und tote Städte. Von der Romantik der Forschung im Orient. Illustriert von Tony Binder. Ganzleinen 5 Mark. Verlag Scherl, Berlin.

In das Zauberland Ägypten führt dieses Werk, in dem uns der Verfasser teilnehmen läßt an den Ausgrabungen und Forschungen im Sonnenlande am Nil. Das Buch schildert in den lebhaftesten Farben die Freuden und Leiden des Archäologen, der sich besonders um die Auffindung der Menasstadt, des einst weltberühmten Wall-

fahrtssortes im Randgebiet der Libyschen Wüste, bemüht. Ein Baumwollmagnat, ein „Alter Ägypter“, der nur einen Tag und eine Nacht an den Ausgrabungen Kaufmanns teilnahm, bekannte freimütig: „Damals sind mir die Augen aufgegangen! Erst jenes Wüstenerleben offenbarte mir den vollen Zauber dieses Landes und dessen, was es war.“ Und genau so wird das offene Bekenntnis aller derer lauten müssen, die das Buch lesen. Jeder erlebt in der Tat die so gut wie unbekannte Welt des Grabens und Findens. Kaufmann schöpft nur aus der Praxis, ohne sich ins Reintechnische und Fachwissenschaftliche zu verlieren, und plaudert vom Glück und Zufall im Ausgraberleben ebenso packend wie von dem hinterlistigen Treiben der Sklavenjäger und Mumienräuber. Der Wert des Buches wird noch erhöht durch die Illustrationen Tony Binders, des bekannten Ägyptenmalers und langjährigen Hofmalers des Vizekönigs Abbas Hilmi II., der an Ausgrabungen Kaufmanns teilnahm.

Geh. Rat Dr. Alfred Schulze, Chef der sächsischen Staatskanzlei: Griechenland und Amerika. Plaudereien über Reiseindrücke in der alten und neuen Welt, mit 16 Tafeln in Lichtdruck, in Leinen 8 Mark. Verlag Wolfgang Jess, Dresden.

Aus Schau und Schilderung der alten und neuen Welt gewinnt dieses Buch neue oft überraschende Perspektiven unserer Kenntnisse von Entwicklungen und Kulturen. Reisend und ohne daß die Gewohnheit den Blick für das Typische hätte abstumpfen können, sieht der Verfasser die Länder und eben damit gewinnt er seinem Buche Wert und Rechtfertigung und die lebendige Freude, mit der es Skizzen und Streiflichter des Gesehenen bietet.

Ernst und Herbert Lehmann: Hellaß, Tagebuch einer Reise. Im Auftrage der „Fischer“ herausgegeben. 130 Seiten mit 16 Bildtafeln, broschiert 3 Mark, Ganzleinenband 4.50 Mark. Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam.

Hellaß, ewig unsere Liebe! Eine Hellaßfahrt unter einem besonderen Stern: Deutsche Jugend an der Schwelle des Mannesalters sucht ihre „geistige Heimat“ auf und erkennt tief ergriffen den Zauber griechischen Bodens als ewig lebendig. Das sind Tagebuchblätter, erfüllt vom Erleben der Kultur und Landschaft, durchweht von dem Hauch des Südens. Ein Hellaßbekenntnis aus tiefster Erfahrung einer Gemeinschaft, ohne philologische Sentimentalität, voll starker Gläubigkeit.

Tourly: Berlin-Warschau-Danzig. Preis 1.50 Mark, Silde-Verlag, Köln.

In den Tagen, da um die Gesamtliquidation des Weltkrieges gerungen wird, erscheint in deutscher Übersetzung dies Buch eines französischen Journalisten, das mit großem Freimut auf Grund eigener Studien die Verhältnisse um den Polnischen Korridor schildert und hier den Anlaß zu einem neuen Kriege sieht, der nur durch eine rechtzeitige Revision der Weichselgrenze vermieden werden könne. Es handelt sich um flott und interessant geschriebene Reiseberichte, die Robert Tourly für den Pariser „Soir“ verfaßte, und die in Frankreich und Polen großes Aufsehen erregten, da Tourlys Feststellungen und Schilderungen der offiziellen Pariser und Warschauer Darstellung scharf widersprachen. Das Echo, das sie gefunden hatten, war Veranlassung, diese Aufsätze in Buchform zu sammeln und um Gegenäußerungen eines polnischen Sejmabgeordneten, des Vorsitzenden der sog. Arbeiterpartei, eine Erwiderung Tourlys und um eine englische Stimme zu erweitern. So führt das Buch bereits mitten hinein in eine internationale Erörterung der Korridorfrage und dürfte wesentlich dazu beitragen, die europäische Öffentlichkeit auf diesen Krisenpunkt hinzuweisen. Dabei vermeidet es eben weil es eine Sammlung von Reiseberichten ist, alle Schwerfälligkeit der Darstellung, die solchen Erörterungen leicht anhaftet. Es bleibt in jeder Zeile plastisch und leuchtet trotz der stark persönlichen Note tief in die tatsächlichen Fragen hinein. In Deutschland dürfte diese Darstellung eines Franzosen, der aus dem Verlangen, dem europäischen

Frieden zu dienen, zum Anwalt Deutschlands wird, berechtigtes Aufsehen erregen, um so mehr, als Tourly Verhältnisse schildert, die nicht einmal jedem Deutschen so geläufig sind, wie sie es sein müßten. Zum Schluß seiner Schilderungen fragt Tourly, was der Erfolg der Versailler Grenzziehung gewesen sei, und antwortet: „Ein kleiner Staat wird in seinen Rechten vergewaltigt und kann sich nicht wehren. Eine Provinz wird durch Amputation zum langsamen Siechtum und Tode verurteilt. Polen ist selber durch den ständigen Widerstand der irredentistischen Minderheiten, die es sich einverleibte, hin- und hergerissen und durch innere Kämpfe in seiner Entwicklung und Organisation gehemmt. War es das, was man anstrebte? . . . Eine große Ungerechtigkeit ist begangen worden im Namen des Rechts! Man muß sie wieder gutmachen!“

Siebenbürgisch-sächsische Heimats- und Volkslieder. Im Auftrage des siebenbürgisch-deutschen Jugendbundes herausgegeben und mit einer Klavier- und Lautenbegleitung versehen von Dr. Egon Hajek. Verlag Wilh. Hiemeßch, Kronstadt. Der Preis ist bis 1. August 50 Lei für Vereine. Ab 1. August 70 Lei.

Das schlichte Heft kommt einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen: unsere heimischen Lieder waren im Druck nicht mehr zu haben und so hat der Verleger und der Herausgeber diesem Mangel durch eine praktische, leichte und billige Ausgabe abgeholfen. Es ist wahrhaftig ein Vergnügen, einmal alle unsere Lieblinge beleinander zu haben. Jetzt erst erkennt man, wie vielgestaltig unser Volkslied ist und in ununterbrochenem Quell vom 15. Jahrhundert bis in die neuere Zeit an dem Geschick unseres Volkes teilgenommen hat. Leid und Freud, Jubel und Klage, Scherz und Ernst treten in den gelungenen Sätzen des Herausgebers plastisch hervor. Neben uraltem Gut die Heimatslieder des 19. Jahrhunderts, allen zur Freude und Tröstung. Dabei vereinigt diese Ausgabe alle Vorzüge des praktischen Gebrauches; die Klaviersätze sind einfach, der Lautensatz aber soll einem längst gefühlten Bedürfnis Rechnung tragen. Endlich werden Chöre und Blasmusiken sich aus den Sätzen leicht die Lieder für ihre Zwecke umarbeiten können. Wir sehen nicht an, das Büchlein allen unseren Volksgenossen hier und im Auslande warm ans Herz zu legen. Es wird jedermann seine Freude haben.

♦♦♦

I n h a l t

Das Nationalitätenproblem in Rumänien vom Abgeordneten Dr. Hans Otto Roth.
Nationalitätenfrage und Altreich von Prof. Dr. N. Jorga, Rektor der Universität Bukarest.
Die nationale Frage in Besarabien von Heinrich Bloch-Rischinew.

Die Ukrainer in Rumänien von Dr. Leon Rohut-Czernowik.

Die besondere Lage des Russentums in Besarabien von Igor Stepnjak-Rischinew.

Rundschau: Ostseetagung des Politischen Kollegs. — Vom Verein der Sathmarer Schwaben in Deutschland. — Ein harter Schlag für das estländische Deutschtum: Emil Fahle †. — Die vierte und fünfte Hochschulwoche des Verbandes Deutscher Volksbüchereien in Rattowik. — Ehrung eines Baltischen Pädagogen: Dr. W. Petersen.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.